Misc. hist. a. 8/2 ~~II 69/6~~ F. lle

Rec. Leipz. Lit. Ztg 1828 S. 276.

Ueberlieferungen

zur

Geschichte, Literatur und Kunst der Vor= und Mitwelt.

Herausgegeben

von

Friedrich Adolf Ebert,
Königl. Sächs. Bibliothekar.

Ersten Bandes zweites Stück.

JH

Dresden,
in der Waltherschen Buchhandlung.
1826.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Inhalt.

Seite.

I. Sangweisen der Vorzeit. 1

II. Witzspiel von Kästner. 4

III. Briefe von Heyne an Langer. Zweite Hälfte. 6

IV. Zur Geschichte des Pitt'schen Diamants. . . 11

V. Nachrichten aus italienischen Bibliotheken. . . 27

VI. Blicke in die Manuscriptencabinette der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel. Zweiter Besuch. Die altdeutschen poetischen Handschriften. . . 33

VII. Ueber J. D. Michaelis Lehren und Leben in Göttingen. Vom Hofrath Böttiger. . . . 49

VIII. Cicalate. Vom Hofrath Böttiger. . . . 57

IX. Ein Besuch bei Dénon im Jahre 1818. . . 75

X. Händel's Testament. Vom Amtsphysicus D. Hedrich. 85

XI. Erinnerungen an das literarische Berlin im J. 1796. Vom Hofrath Böttiger.
Mein Besuch bei Caillard. 91

XII. Grundlagen zu Studien über die Romanische Sprache. Vom Bibliothekſecretär C. C. Falkenstein. 107

Seite.
XIII. Zwischenwort über die streitige Erfindung der Buchdruckerkunst. 120
XIV. J. Balth. Schuppius. Vom Consistorialrath und Oberbibliothekar D. Wachler. 140
XV. Hauslehrergehalte des 17. Jahrhunderts. . . 168
XVI. Namenluxus. 170
XVII. Ein Bartedict. 171
XVIII. Xylographische Denkmale der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel. 178
XIX. Wie sahe es in der Garderobe einer deutschen Fürstin des 16. Jahrh. aus? 195
XX. Miscellen.
1. Nachtrag zu M. F. Arendt's Nekrolog. . . 202
2. Berechnungen. 203
3. Berichtigungen. 204
4. Zum Ackermann aus Böhmen. 204
5. Ein merkwürdiges Missale. 206
6. Gellert's Correspondenz. 208
7. Nachträge zum ersten Hefte der Ueberlieferungen. 209

I.

Sangweisen der Vorzeit.

1.

Ziehen wir in Portugal.

Was soll ich aber heben an,
Aufs best so ichs gelernet han,
Ein neues Lied zu singen.
Faladeridum.

Der König aus Hispania
Viel Hauptleut thät er schicken da,
Sie sollen ihm Knecht schreiben.
Faladeridum.

Sie kamen gen Augspurg zur Hand,
Zu uns her in das Schwabenland,
Viel Volk sie da bekommen.
Faladeridum.

Man bescheidt uns zum Kaiserwasser,
Da wir hinziehen sollten aus,
Die Mustrung da zu haben.
Faladeridum.

Da hat man gericht das Regiment,
Schwuren wir gänzlich an dem End,
Beim Fähnlein da zu bleiben.
Faladeridum.

Da zogen wir ins Welschland nein,
Da gab man uns ein süßen Wein,
Dazu ein saure Suppen.
Faladeridum.

Wir zogen über den Vogelberg recht,
Es kostet manchen stolzen Knecht,
Das haben wir inne worden.
Ach Gott, das klag ich dir!

Da kamen wir gen Pontremoli,
Man gab uns ein hart Semmelin,
Die konnten wir nicht essen.
Faladeridum.

Da zogen wir in Portugal
Wir haben kein Geld immerdar,
Dazu auch keine Kleider.
Faladeridum.

Dieser Krieg hat jetzund gewährt,
Drei Monat, wie ich hab gehört;
Nicht viel sind wiederkommen.
Ach Gott, das klag ich dir!

Der König aus Hispania
Sechs Maulesel er schicket da,
Die trugen Königs-Thaler,
Erfreuet die armen Knecht.

Die Hauptleut all in einer Summ
Betrogen die armen Knecht darum.
Gott woll's an ihnen rächen!
Ach Gott, das klag ich dir!

Dieses Lied uns selbst hat gemacht
Hans Bauhoff, der in einer Schlacht
In Welschland ist umkommen.
Faladeridum.

(Aus einer Wolfenbüttler Handschrift vom Jahre 1603. Es ist bekannt, daß der ehrsüchtige Philipp von Spanien sich noch während des Lebens des schwachen und schwankenden Heinrichs von Portugal rüstete, um seine Ansprüche auf die portugiesische Krone zu vertheidigen. Er ließ deshalb in Italien und in Deutschland werben. Aus letzterm Lande führte ihm Geronimo von Lodron im Jahre 1579 sechstausend Mann zu, welche über Mailand und Genua nach Spanien schifften, unterwegs der spanischen Krone die im Toscanischen Gebiet gelegne und bisher dem Hause Fiesco zuständige Herrschaft Pontremoli erwarben, und sich dann an der Grenze von Andalusien lagerten. Im Mai 1580 ließ der König bei Badajoz sein aus 32,500 Mann bestehendes Heer, welches er unter den Oberbefehl des Herzogs von Alba stellte, mustern und im folgenden Monat die Grenzen von Portugal überschreiten. Es war so siegreich, daß er bereits im Juni des folgenden Jahres die Huldigung in Lissabon einnehmen konnte. Es ergiebt sich aus diesen historischen Angaben, daß die Abfassung dieses Kriegsliedes ungefähr in die Mitte des Jahres 1580 fällt.)

2.

Rondel.

Je n'ai qu'un seul désir,
Je n'ai qu'une pensée,
Et une seule aimée,
Je n'ai qu'un souvenir.

Si je puisse voir
Un coup ma désirée.
Je n'ai qu'un seul désir,
Je n'ai qu'une pensée,
Et une seule aimée,
Je n'ai qu'un souvenir.

Et qu'il lui plût d'ouir
Comme plus honorée
Ma volonté fermée,
De non autre servir.

Je n'ai qu'un seul désir,
Je n'ai qu'une pensée,
Et une seule aimée,
Je n'ai qu'un souvenir.

(Aus dem Jardin de plaisance.)

II.

Witzspiel von Kästner.

Nur ein Jahr verweilte der 1783 nach Göttingen be- rufene Professor der Rechte, Geißler, daselbst, um schon im folgenden Jahre als Ordinarius der Juristen-

facultät nach Wittenberg zu gehen, wo er schon 1789 starb. Eine Einladung, welche er noch während seines Göttinger Aufenthalts seinem Collegen Kästner zusendete, veranlaßte diesen, früher einen Juristen malgré lui, zu folgender scherzhaften Erwiederung, welche wir hier aus seiner eignen Handschrift mittheilen.

Gemüßigte Vorstellung
in Sachen
Impetrantens A. G. Kästner's
contra
Impetraten
Herrn Hofrath Geißler
pto
eine Einladung auf den zweiten Pfingstfeiertag
betr.

Impetrant acceptirt, daß Impetrat in passibus principalibus litem affirmative contestirt.

Da aber bekannten Rechtens ist, quod litis contestatio fieri debeat ad singula libelli capita,

Und in der übersandten Einladung die Demoiselles Töchter ausdrücklich erwähnt sind:

Von diesen aber in der Antwort gänzlich geschwiegen wird,

Gleichwohl Herrn Impetratens Töchter ohne Zweifel ad facta propria gehören, auf die man bekannten Rechten nach sich nicht mit nescit einlassen darf,

v. D. D. passim

So findet Impetrant sich genöthigt, anzusuchen, daß dieser defectus litis contestationis gleichfalls affirmative supplirt werde.

Desuper humanissimum patris officium pro benevolentiae administratione decenter implorando.

III.

Auszüge aus Briefen des Geh. Justizrath Heyne zu Göttingen an den Bibliothekar Langer zu Wolfenbüttel.

Zweite Hälfte.

1806. 25. December. — Daß Ihnen die großen Abenteuer, welche vorgegangen sind, die Lust zu schreiben auch genommen haben, kann ich wohl denken: non licet contra eum scribere, qui potest proscribere. Noch wacht der Genius der Georgia Augusta über uns. Jetzt kommen wir aber in eine üble Lage. Die Militärstraße soll über Cassel und Duderstadt gelegt werden: so werden wir an einem langsamen Feuer gebraten, und die Frömmigkeit des heil. Laurentius auf dem Roste hat nicht ein jeder. Ich fasse mich stündlich bei beiden Ohren und halte mich aufrecht. Wie Sie es anfangen, Sich hinzuhalten, wünsche ich herzlich belehrt zu seyn.

1807. 25. Januar. — Gegen unsre Deputirten hat sich Napoleon in Posen sehr gnädig bewiesen. Er sagte ihnen: Si l'Angleterre veut faire la paix, je

vous rendrai à votre Roi. Si non, vous ferez partie d'une grande monarchie du Nord: alors vous serez une nation.

1807. 4 April. — Aufrecht halte ich mich, so gut als ich kann, fasse mich zuweilen bei beiden Ohren und ziehe mich empor, wünschte aber doch, es möchte sich der Götterbote finden, der den Habacuc beim Schopf faßte und in die Luft führte. — Aber wohin? Zu den Wilden in Amerika.

1807. 14. Juni.*) — Ich kann Ihnen mein eignes Beispiel aus dem siebenjährigen Kriege anführen. Meine ältern Collegen bei der Bibliothek, Rost und Müller, waren bei dem Bombardement von Dresden davon gelaufen**); ich allein mußte zurückbleiben. Der Rest der Brühl'schen Bibliothek war in die Keller und Ge-

---

*) Der sel. Langer war durch die absichtlich oder unabsichtlich unbeholfene Darstellung eines unkundigen oder übelwollenden Correspondenten des neuen deutschen Merkur's einer Nachlässigkeit bei den Dénonschen Requisitionen in der Wolfenbüttler Bibliothek verdächtig gemacht worden, durch welche dem unerschütterlich-vesten und mit treuer Liebe an seinem Schatze hängenden Manne ein nur zu tief und schmerzlich empfundnes Unrecht geschahe. Er hatte sich darüber gegen seinen Correspondenten beklagt, der ihn durch eine Darstellung zu trösten sucht, die nicht so allerdings wahr war, wie aus meiner mir abgenöthigten Erklärung im literarischen Conversationsblatte 1823, Num. 288. S. 1150. hervorgeht.

**) Im Gegentheil hatten sie auf Befehl des Ministers diesen nach Warschau begleiten müssen.

wölbe der Hofkellerei gebracht. Unglücklicherweise ging eine Batterie just auf diesen Punct. Gebäude und Bibliothek gingen im Brande auf. Der Graf in Warschau ward wüthend. Meine Collegen *) suchten sich weiß zu brennen: auf mich fiel der ganze Zorn, und ich kam in Inquisition. Natürlich konnte man mir nichts anhaben; aber denken Sie Sich den Aerger!

1807. 28. Juni. — Nicolai's (in Berlin) Abschiedsbrief (von den Mitarbeitern an der Allgemeinen Deutschen Bibliothek) hat mich sehr gerührt. Dem guten Manne waren viele Unfälle vom Schicksal beschieden. Man hielt sich zu viel bei seinen Fehlern auf. Die großen Verdienste und guten Eigenschaften, die er daneben hatte, sollte man nicht übersehen.

1807. 10. September. — Ich erinnere mich nicht deutlich, ob ich Ihnen das Blatt von Asch schon zugeschickt habe. Dieser Verlust eines solchen edeln Gönners hat mich tief gerührt. Dagegen starb unser Pütter, der alles der Universität, und seine Deductionen und Bücher der Bibliothek zu verdanken hat, ohne dieser das geringste Legat zu hinterlassen, so wie den Armen nichts, den Witwen nichts; und hinterläßt doch entfernten lachenden Erben ein Vermögen von 120 bis 130,000, und darunter 92,000 baar und in Capitalien. Seine Memoria wird wohl unterbleiben.

1808. 12. März. — Etwas Gedrucktes von mir haben Sie lange nicht gesehen: hier einmal etwas, was

*) Die ein gesetzliches Alibi für sich hatten!!

die Lage der Augusta erzeugte; sie selbst, diese Lage, werden Sie daraus folgern. Ich sehe schon mehr, als zu gut, voraus: in wenigen Tagen schlägt uns die Todtenglocke. Das ist der letzte Todesschmerz. Fallen wollen wir doch mit Muth und Ehre. Servare me potuisses, perdere me haud potes. Soll Alles — gehen, so gehe es!

1809. 24. Januar. — Wie bei dem überall erhöhten Postporto die Gelehrten Anzeigen sich noch halten sollen, sehe ich zwar nicht; aber ich thue mein Möglichstes, um sie zu halten. Wie viel sie für die Universität werth sind, wird man erst einsehen, wenn sie aufgehört haben werden. Sie werden mich daher oft in den Recensionen abmerken können. Es gehet mir ohnedem, wie den alten Fuhrleuten, die doch gern noch klatschen hören. Bücher machen kann ich nicht mehr. Nun so recensire ich doch Bücher.

1809. 11. September. — Pausanias war freilich eine Arbeit, die für meine spätern Tage aufbehalten war; ich hätte Erläuterungen geben können, die nicht jedem zu Gebote standen. Aber wem käme nun so etwas zu Gute? und woher Muth? Ich wollte den Kasten des Cypselus und den Thron des Apollo mit Zeichnungen herausgeben; von Ersterm sind sie fertig durch Fiorillo und Andere, bereits einige von Riepenhausen. Aber nun! Wohl Ihnen, daß Sie ihn noch lesen können und mit Behagen lesen können.

Ebendaselbst. — Da die Programmenschreiberei zu Ende ist, so denke ich die noch nicht gedruckten in

einen Band von opusculis academicis zu werfen, und vielleicht noch ein oder zwei zum Ausfüllen anzuhängen, als Inedita. Sehen Sie den Plan von dem Alten, der keine Stunde mehr vor sich hat, auf die er rechnen könnte. Jetzt sollte mich Schlözer's Tod noch mehr meine Thorheit fühlen lassen. Vorgestern ging er mir voraus; er, der doch um mehrere Jahre jünger war, als ich. Der Bach meines Lebens war vom ersten Anfang meines Lebens über Steine und Felsen; am Ende verliert er sich in Sumpf!

1810. 19. Januar. — Clavier verspricht nun eine Uebersetzung vom Pausanias, wie die vom Apollodorus, und will nun die Mythologie des Letztern durch Jenen ergänzen, d. h. noch weiter compiliren. Der Mann ist ein Franzose, brüstet sich mit fremden Gute, becomplimentirt mich in Briefen, und thut öffentlich, als kennte er das Meinige gar nicht.

1810. 27. October. — Von Gesundheit darf ich gar nicht sprechen. Senectus morbus est. Ich schraube mich jeden Tag neu auf, und doch springt bald hier bald dort eine Saite. Bald giebt es etwas zu verbeißen, bald zu fluchen, bald zu beten: Herr, erlöse uns!

1811. 17. April. — Sie werden Sich wundern, in den Gelehrten Anzeigen so viel französische Werke recensirt zu sehen; aber dadurch kann man noch etwa sich empfehlen.

1811. 17. October. — Die Bücher aus Corvey sind nicht hieher, sondern nach Marburg gegeben; was sie da machen sollen, weiß ich nicht.

IV.

Zur Geschichte des Pitt'schen Diamants.

Den Namen eines Angstbefreiers (Anachites), welchen die Alten dem Diamant wegen seiner angeblichen Wirksamkeit gegen Unruhe und Schwermuth beigelegt haben, hatte wenigstens der Pitt'sche um seinen Besitzer nicht verdient. Nicht genug, daß er diesen in unaufhörlicher Furcht vor Einbrüchen und selbst vor lebensgefährlichen Anschlägen der Herren von der Heerstraße (highwaymens) erhielt: er gefährdete selbst seinen guten Namen. Das große Vermögen, welches sich Pitt während seiner Oberbefehlshaberstelle zu St. Georg in Ostindien erworben hatte, bereitete ihm eben so viele mißgünstige Neider, als sie immer jeder Nabob, und noch in neuerer Zeit Warren Hastings, gefunden hat. Der berühmte Diamant, den er von dort mit zurückbrachte, gab diesen Beschuldigungen für diejenigen, die blos nach Aeußerm urtheilen, eine solche Wahrscheinlichkeit, daß er sich dagegen wenigstens für die Nachwelt verwahren zu müssen glaubte. Dieß ist in einem Privataufsatze geschehen, welcher erst jetzt durch einen entfernten Nachkommen desselben, William Meyrick, zu öffentlicher Kunde gekommen ist*). Der unbescholtene Name eines Men-

---

*) Im Gentleman magazine 1825. August, S. 105 ff. Für die anderweit hier vorkommenden Nachrichten sind außer Krünitz, Busch Handbuch der Erfindungen und andern deutschen Werken noch benutzt das Gentleman magazine Jahrg. 1776. S. 64, 105 und 168. Jahrg. 1815. B. 1. S. 593. und Dictionnaire d'hist. natur. B. XIII. S. 158 f.

schen ist eine zu wichtige Sache, als daß wir nicht für unsre Pflicht hielten, auch an unserm Theile zur weitern Verbreitung dieser Nachricht beizutragen.

Thomas Pitt war im Jahre 1653 im Kirchspiele St. Mary zu Blandford geboren und wurde unter der Regierung der Königin Anna zum Gouverneur des Forts St. Georg in Ostindien ernannt, wo er eine lange Reihe von Jahren lebte und sich ein unermeßliches Vermögen erwarb. 1716 verwechselte er diesen Posten mit der Stelle eines Gouverneurs auf Jamaica, legte aber diese kurz nach dem Jahre 1717 nieder. Im dritten, vierten, fünften und sechsten Parlamente war er Parlamentsmitglied für Oldsarum und Thirsk, verschönerte die St. Marienkirche zu Blandford in Dorsetshire, und die Kirchen zu Stratford in Wiltshire und Abbot Ina in Hampshire, und starb im Jahre 1726. Man hat von ihm ein Portrait von Kneller, auf welchem auch sein berühmter Diamant, am Hute angeheftet, abgebildet ist. Der von seiner eignen Hand geschriebene und unterzeichnete Aufsatz lautet in treuer Uebersetzung folgendermaßen:

„Seit meiner Ankunft in dem traurigen Bergeu habe ich mich oft an die unerhörte Schlechtigkeit William Fraser's, Thomas Frederick's und des schwarzen Kaufmanns Smapa erinnert, welche mich in einer dem Gouverneur Addison gerichtlich übergebenen Schrift beschuldigten, ich sei auf unrechtliche Weise in den Besitz des großen Diamanten gekommen, welcher meinem Rufe und meinen Vermögensumständen so nachtheilig geworden ist. Ich halte es daher für nothwendig, auf den Fall eines

schnellen Absterbens eine aufrichtige Nachricht zu hinterlassen, auf welche Weise ich ihn erworben habe, damit meine Kinder und Freunde alle Umstände dieses Handels erfahren und im Stande sind, die niedrigen Angriffe jener und aller andern schlechten Menschen zurückzuweisen. Da ich eben meine Bücher nicht zur Hand habe, so kann ich die Zeit nicht genau bestimmen; aber was die Art der Erwerbung betrifft, so erkläre und versichere ich hiermit unter meiner Handschrift, in der Gegenwart des allmächtigen Gottes, und so gewiß ich hoffe, durch das Verdienst und die Vermittlung unsers Heilandes Jesu Christi selig zu werden, daß dieß die Wahrheit ist, und daß, wenn es sich nicht so verhielte, Gott mir und meinen Kindern für immer die Seligkeit verweigern solle: und ich bin so weit entfernt, über diese Sache eine Unwahrheit zu sagen oder sie unter meiner Handschrift zu hinterlassen, daß ich mich dieses Lasters für alle Reichthümer und Ehrenstellen der ganzen Welt nicht schuldig machen möchte.

„Ich hörte ungefähr zwei oder drei Jahr nach meiner Ankunft zu Madras, wohin ich im Juli 1698 kam, es seien daselbst große Diamanten zu verkaufen. Da ich mich zu ihrer Erwerbung bereit erklärt hatte, wenn man billige Preise machen wolle, so brachte mir einer der bedeutendsten dortigen Diamantenhändler, ein gewisser Jaurchund, im December 1701 einen großen ungeschliffenen Stein und einige kleinere. Ich und einige Andere kauften die letztern; aber mit dem großen Diamant, für den er nicht weniger als 200,000 Pagoden

forderte, mochte ich nichts zu schaffen haben. Er ließ mir ihn zu wiederholten Malen auf etliche Tage zur Ansicht; doch bot ich ihm, so viel ich mich erinnere, nicht über 30,000 Pagoden, und hatte selbst für diesen Preis keine rechte Lust zu seinem Ankauf, da ich nicht nur bei dem Schleifen zu riskiren hatte, sondern es auch ungewiß war, ob er rein und von gutem Wasser sei. Im Februar des folgenden Jahres kam Jaurchund, der schnell in seine Heimath zurückkehren mußte, in Begleitung eines gewissen Vincatee Chittee, der immer um ihn war, wieder zu mir, setzte den Preis des Steins bis auf 100,000 Pagoden herunter und drang in mich, ihm meine letzte Entschließung mitzutheilen. Wir beraumten dazu einen Tag an (so viel ich mich erinnere, war es zu Ende Februars oder zu Anfang des März), vereinigten uns aber nicht, weil er von 55,000 Pagoden (denn bis auf diese Summe war er herabgekommen) nichts nachlassen und ich nicht mehr als 45,000 geben wollte. Ich gab ihm daher den Stein zurück, und wir schieden friedlich von einander. Kaum hatte ich Herrn Benyon, der in meinem Cabinet schrieb, den Vorfall erzählt, als, etwa eine Stunde später, meine Magd die genannten Jaurchund und Vincatee Chittee abermals anmeldete, die mir ihren Stein aufs neue anpriesen und mich versicherten, sie wollten ihn lieber mir, als irgend jemand Andern, verkaufen. Da sie ihn jetzt nur 50,000 Pagoden boten, so schlug ich vor, die 5000 Pagoden, welche noch zwischen uns wären, zu theilen. Jaurchund wollte davon nichts hören und ging zum Zimmer hinaus, kehrte aber wieder um, und verlangte 49,000. Als ich auf

meinem Gebote beharrte, so ging er bis auf 48,000 herunter, schwur aber zugleich, daß er nunmehr auch nicht eine Pagode mehr nachlasse. Ich ging wieder in mein Cabinet, erzählte die Sache Herrn Benyon und fügte hinzu, sei der Stein 47,000 Pagoden werth, so müsse er auch 48,000 werth seyn. Auf diese Summe *) schlossen wir den Handel ab, er übergab mir den Stein und ich bezahlte ihn promt, wie meine Bücher beweisen. Ich nehme Gott zum Zeugen, daß ich bei keiner unsrer Zusammenkünfte irgend ein Wort verloren habe, um ihn zum Kaufe zu bereden, und Gott selbst weiß, daß mir dieß nie auch nur in den Sinn gekommen ist. Seit der Zeit habe ich mit jenem Mann häufige und beträchtliche Geschäfte gemacht, mehrmals ihm Geldsummen auf Credit gegeben, mehrere Rechnungen saldirt und bei meiner Abreise gegen 2000 Pagoden in seinen Händen gelassen. Hätte ich ihn zu jenem Verkaufe auf irgend eine Art genöthigt, so würde er sich ja selbst haben Genugthuung verschaffen können, da er so oft Geld von mir in Händen hatte. Oder würde ich ihm nachher vor allen andern Diamantenhändlern so getraut haben, als ich es that? Dieß ist die Wahrheit, so gewiß ich hoffe, daß Gott diese und alle meine andern irdischen Angelegenheiten segnen und mir die ewige Seligkeit verleihen werde. Von mir geschrieben und unterzeichnet.

Bergeu, am 29. Juli 1710.

Thomas Pitt."

---

*) Dieser Kaufpreis von 48,000 Pagoden beträgt in englischem Gelde 20,400 Pf. St., die Pagode zu 8 Shil. 6 Pence gerechnet.

Der Besitzer dieses Juwels hätte sich manche trübe Stunde ersparen können, wenn er diese Erklärung noch bei seinen Lebzeiten bekannt gemacht hätte. Seine Zeitgenossen glaubten fast allgemein, daß er durch einen Gewaltstreich in den Besitz dieses Schatzes gekommen wäre, und noch an seinem Grabe hielt es der Canonicus zu Salisbury, Richard Eyre, der ihm die Leichenpredigt hielt, für nothwendig, jene lieblosen Urtheile zu berichtigen und zurückzuweisen.

Als Pitt den Stein nach England brachte, wog er ungeschliffen 410 Karat. Das Schleifen, womit man zwei Jahr zubrachte, kostete 4500 (nach andern 5000) Pf. St., der Abgang oder die abgeschnittenen Stücke wurden 5000 (nach andern 8000) Pf. St. geschätzt, und es wurde für 1400 Pf. St. Diamantenstaub zum Schleifen gebraucht. Endlich stralte der Schatz in seinem vollen Glanze; aber er war zu köstlich für eine Privatperson, und sein Besitzer suchte sich desselben zu entledigen. Neue Unruhe! Es findet nicht bemerkt, ob er seinem Monarchen den Stein zuerst angeboten habe; aber der Kaufantrag, welchen er 1715 Ludwig XIV. machte, hatte wegen des hohen Preises keinen Erfolg. Eine damalige deutsche Zeitschrift *) berichtet darüber: „Unter die Curiosa des Hofes gehöret, daß sich ein gewisser Engländer bei dem alten König angegeben, welcher den größten

---

*) Europäische Fama. Th. 166. (Leipzig), 1715, 8. S. 903 f. — Th. 194. S. 150 wird gesagt, Pitt habe den Diamant „auf eine artige und behende Weise“ an sich gebracht.

Diamant, so jemals in Europa gesehen worden, zu besitzen vorgiebet, und selbigen dem Könige feil geboten. Dieser hat den edelsten Stein sehr admiriret, als man ihm solchen zu Fontainebleau gezeiget; aber wegen des excessiven Preises ihn nicht kaufen wollen, da er doch der vermögendste Herr in der Welt ist, der solchen bezahlen könnte, und zu besitzen würdig wäre. Warum ist aber dieser Engländer nicht lieber in seinem Vaterlande geblieben? Denn weil der neue König Georg ohnedieß in Willens gewesen, einen admirablen Stein in die Großbritanische Krone, zum Andenken der Hannöverschen Hoheit, zu schenken, vielleicht hätte ihm dieser Diamant angestanden, den er nunmehr gewißlich ungekauft lassen wird, nachdem er von Frankreich selbst nicht geachtet worden."

Der Glanz, der damals den Dresdner Hof umgab, und die sinn- und geschmackvolle Prachtliebe, durch welche August sich auszeichnete*), bewogen Pitt, seinen Schatz dem Monarchen anzubieten, der eben damals für die unter dem Namen des grünen Gewölbes weltbekannte Schatzkammer Kostbarkeiten erwerben und Arbeiten fertigen ließ, zu denen jener Diamant ein würdiger Schlußstein gewesen seyn würde. Auch wurde sein Erbieten mit einer Berücksichtigung aufgenommen, die von Pitt's Seite wohl größere Beachtung hätte finden sollen. Der König bot ihm achtmal hundert tausend Reichsthar-

*) Man vergl. die Schilderung des Dresdner Hofs, wie er im Jahre 1714 war, in Brasey mémoires. T. I. Veritopolie, 1716, 8. S. 117 ff.

ler, welche unter Bürgschaft der Chursächsischen Landschaft im Laufe etlicher Jahre fristenweise abgetragen werden sollten. Aber der kaufmännische Insulaner bestand auf einer Million Thaler, und so zerschlug sich ein Handel, über welchen die Mittheilung der wahrscheinlich noch vorhandnen nähern Nachrichten interessant seyn würde.

Ohne Zweifel versuchte nun Pitt anderwärts sein Glück; doch lassen sich darüber keine Nachrichten auffinden. Endlich fand er doch noch am französischen Hofe das Ziel seiner Bemühungen, obgleich unter weniger vortheilhaften Bedingungen, als er sie in Dresden würde erhalten haben. Der Herzog von Orleans, als Regent von Frankreich, ließ sich auf Vorlegung einer Nachbildung des Steins zu seiner Erwerbung geneigter finden, als es Ludwig XIV. gewesen war. Der durch den Actienhandel nur zu berüchtigte Law wurde mit einer vorläufigen Schätzung beauftragt und der königliche Juwelier Rondé nach Calais gesendet, um dort den Stein selbst zu untersuchen. Da dieser ihn dem eingeschickten Modell und den mitgetheilten Beschreibungen völlig gemäß befand, so wurde er beauftragt, den Handel abzuschließen und den Stein nach Paris zu überbringen *). Pitt hatte seinen Schatz in Person bis nach Calais gebracht, und unterwegs einen Schreck komischer Art gehabt, der zugleich dafür zeugt, wie wenig wünschenswerth ein Besitz dieser Art ist.

Auf seiner Reise nach Calais kam er durch Canterbury, wo sein Sohn, der Lord Londonbery, damals mit

*) Mercure historique et politique. 1717. Juillet. S. 87 f.

seinem Dragonerregimente in Garnison lag, und kehrte daselbst in der Crown-Inn ein. Er lud seinen Gastwirth, einen gewissen Lacy, einen gewandten Mann, der Consul zu Lissabon gewesen war, zur Tafel ein, erzählte ihm, daß er auf Reisen immer seinen eignen Wein bei sich führe, um der Wirthshausweine überhoben zu seyn, und bat ihn, denselben zu versuchen und ihm seine Meinung davon zu sagen. Lacy, ein geübter Schmecker, folgte der Einladung, und gestand die Güte des Weins mit der Versicherung ein, daß er ihn selbst nicht so gut führe. Pitt fand sich durch dieses Geständniß geschmeichelt, drang in ihn, der Flasche fleißig zuzusprechen, und wurde selbst zuletzt so cordial, daß er ihm erklärte, er gefiele ihm sehr und er wünsche ihm einmal gefällig seyn zu können. Ohne Arg erwiederte der Gastwirth scherzend: das sei so schwer eben nicht; er (Pitt) besitze ja einen Kiesel, der ihm gute Dienste leisten könne. — Wüthend sprang Pitt, der das Geheimniß seiner Reise verrathen glaubte, von seinem Sitze auf, schimpfte den armen Lacy, der erschrocken aus dem Zimmer lief, auf das unerhörteste, und rief einmal über das andre untröstlich aus, es werde ihm nachgestellt, es werde ihm nachgestellt, er werde ermordet werden. Vergebens stellten ihm sein Sohn und andre Offiziere, die mit zu Tische waren, vor, daß ja niemand von seinem Geheimniß etwas wisse, wenn er es nicht auf solche Weise selbst verrathe. Pitt bestand darauf, eine berittne Wache zu haben, und verlangte eine Sauvegarde bis Dover, bis endlich die Offiziere sich ins Mittel schlugen und ihn mit ihren Bedienten bis dorthin begleiteten, wo

er ihnen ein zweites Gastmahl gab. Zwei von ihnen mußten ihn dann auf seine Kosten bis Calais und Paris, und wieder zurück, begleiten. *)

Der Kauf war zu zwei Millionen und 500,000 Livres abgeschlossen worden. Pitt erhielt zum Unterpfande einer richtigen Zahlung mehrere Kronjuwelen von Frankreich in versiegelten Päckchen, welche er nach Eingang jedes Termins einzeln zurückgab und durch seinen Verwandten Cholmondeley nach Dover sendete, wo sie ein französischer Geschäftsträger in Empfang nahm. Leider aber bestand ein Theil der Bezahlung in Bankzetteln, an denen er bei dem Zusammensturz des Law'schen Actienhandels so beträchtlich verlor, daß er für seinen Diamant im Grunde nicht mehr als eine Million und 200,000 Livres, nach unserm Gelde etwa 300,000 Thaler erhalten hatte.

Der Diamant, der seit dieser Zeit den Namen des Regent führt, wurde in der Krone des Königs von Frankreich angebracht, kam zu Anfange der französischen Revolution abhanden, wurde aber unvermuthet bei einer Untersuchung auf einem Boden wieder gefunden und dann, wie man sagt, in Deutschland als Unterpfand für ein Darlehn eingesetzt. Nach den neusten Nachrichten befindet er sich aber jetzt wieder unter den Kronjuwelen von Frankreich. Seine Gestalt ist beinahe viereckigt, doch mit abgerundeten Winkeln. **) An den Seiten hält

*) Gentleman magazine 1776. S. 105.

**) Vgl. die Abbildung im Gentlem. magaz. 1825. August. S. 107.

er vierzehn und eine halbe Linie, die Höhe beträgt neun Linien. Er ist brillantirt. Sein Gewicht ist nach der genauen Angabe in dem officiellen Inventarium der französischen Kronjuwelen, welches die Nationalversammlung 1791 fertigen ließ *), $136\frac{14}{16}$ Karat, und sein Werth wird ebendaselbst zu zwölf Millionen Livres bestimmt; vielleicht etwas zu hoch; denn eine neuere englische Schätzung rechnet ihn nur zu 149,058 Pfund Sterling.

Es möge hier noch eine kurze Angabe einiger andern weniger genau bekannten großen Diamanten ihren Raum finden.

Im Schatze des Königs von Portugal befinden sich zwei, von denen der eine, welcher 1741 aus Brasilien gebracht wurde und noch ungeschliffen ist, der größte bekannte seyn und nicht weniger als 1680 Karat enthalten soll. Wäre diese Bestimmung gegründet, so würde er, wenn er auch bei dem Schleifen die Hälfte seines Gewichts verlöre, noch immer fünf Millionen und 644,800 Pfund Sterling werth seyn. Aber seine Echtheit wird von Kennern bezweifelt. Er soll die Gestalt und Größe eines großen Vogeleies haben. Der andere Diamant, der aus dem Hause Braganza stammt, soll 215 Karat wiegen, und wird zu drei Millionen und 698,000 Pfund Sterling geschätzt.

---

*) Inventaire des diamans de la couronne. P. I. Paris, 1791, 8. S. 5. Ebendaselbst S. 100. ist der zweite große Diamant des Königs von Frankreich, der sogenannte Sancy, aufgeführt. Das Gewicht des letztern wird daselbst zu $33\frac{12}{16}$ Karat und sein Werth zu einer Million Livres bestimmt.

Der Diamant des Rajah von Matun in Ostindien ist vom schönsten Wasser und wiegt 367 Karat. Ein Gouverneur von Batavia, der sich von dessen Güte überzeugt hatte, bot dafür 150,000 Dollars oder Piaster und zwei bemannte und mit hinlänglicher Munition versehene Kriegsbriggs, ohne mit seinem Gebote Gehör zu finden. Der Besitzer betrachtete ihn als einen Talisman, an welchem sein und seiner Familie Wohl hinge, und wollte sich um keinen Preis von ihm trennen.

Zu Taverniers Zeit war der Großmogul im Besitz eines Diamanten, welchen dieser Reisende zu 279 $\frac{9}{16}$ Karat angiebt und eilf Millionen, 723,278 Livres (gegen vier Millionen Reichsthaler) schätzt. Eine neuere englische Schätzung bestimmt seinen Werth zu 622,728 Pf. Sterling.

Ihm zunächst steht derjenige, welcher im Reichsscepter von Rußland befindlich ist und an Gewicht 779 Gran oder 193 Karat hält. Daß er ehemals das Auge eines ostindischen Götzenbildes Jagrenat in einer Pagode zu Chandernagor in Bengalen gebildet habe und daselbst von einem deutschen Soldaten gestohlen worden sei *), ist eine Fabel. Die zuverlässigste, an Ort und Stelle erkundete, Nachricht von seiner Herstammung und Erwerbung hat Pallas **) gegeben, aus welchem wir dieselbe hier wiederholen.

*) Andre erzählen dieß, eben so unrichtig, vom Pitt'schen Diamant.

**) Reise in die südlichen Statthalterschaften des russischen Reichs. Th. 1. Leipzig 1799, 4. S. 251 ff.

„Schach Nadir hatte in seinem Thronsessel zwei aus Indien abstammende Hauptdiamanten, wovon der eine die Seesonne, der andre der Bergmond genannt wurde. Bei seiner Ermordung wurde vieles von den Krongeschmeiden geraubt und nachmals heimlich von den Kriegsleuten, die Theil am Raube gehabt hatten, verkauft. Der Armenier Grigori Safarow Schafraß, der in Astrachan gemeiniglich nur Millionschik (Millionär) genannt wurde, wohnte damals mit zweien seiner Brüder in Bassora, als einstens ein Awganischer Anführer zu ihm kam, und ihm insgeheim diesen großen Diamanten, der einer aus den großen Steinen des Thronsessels, muthmaßlich der sogenannte Bergmond, gewesen, nebst einem ebenfalls sehr großen Smaragd, einem großen Rubin und andern geringern Steinen, für eine sehr mäßige Summe anbot. Weil er, über diesen Kauf erstaunt, Bedenklichkeit fand, den Handel sogleich zu schließen, seine Brüder zu Rathe zu ziehen verlangte und das Geld nicht sogleich vorräthig hatte, so verschwand der Awganer, und ließ sich, vielleicht aus Argwohn, nicht wieder bei ihm sehen. Schafraß machte sich, nach genommener Abrede mit seinen Brüdern, sogleich auf, um seinen Awganer wieder ausfindig zu machen. Er war aber schon von Bassora weggezogen, und erst in Bagdad fand er ihn zufällig wieder. Hier schloß er mit ihm den Handel, und zahlte für alle die Steine, die jener bei sich hatte, eine runde Summe von 50,000 Piastern. Er und seine Brüder sahen wohl ein, daß sie diesen Kauf äußerst geheim zu halten hätten; sie durften auch, um keinen Argwohn zu erregen, und weil ihre Handelsver-

bindungen es nicht erlauben wollten, nicht sogleich Miene machen, Bassora zu verlassen. Erst nach zwölf Jahren machte sich Grigori Schafraß, mit Beistimmung seiner Brüder, mit den größten Steinen, die bis dahin verheimlicht worden waren, über Scham und Constantinopel auf den Weg, und kam zu Lande, durch Ungarn und Schlesien, nach Amsterdam, wo er seine Edelgesteine öffentlich feil bot. Unter den Käufern, die sich dazu fanden, soll das englische Ministerium gewesen seyn. Der russische Hof ließ den großen Diamanten nach Rußland kommen, mit dem Versprechen, wenn man des Handels nicht eins würde, billige Kosten zu vergüten*). Als der Stein ankam, wurde durch den Minister, Graf Panin, dem Schafraß, dessen Unterhändler der damalige Hofjuwelier Lasaref war, außer dem verlangten Erbadel und einer jährlichen Pension von sechstausend Rubel, eine baare Summe von 500,000 Rubel geboten, wovon 100,000 Rubel sogleich, das übrige aber in gleichen Terminen innerhalb zehn Jahren gezahlt werden sollte. Schafraß, eigensinnig, forderte den Adel auch für seine Brüder, und allerlei andre Vorzüge und Vortheile, und beharrte bei seinen Forderungen so hartnäckig, daß sich der Kauf zerschlug und man den Stein zurückgab. Nunmehr befand sich Schafraß in nicht geringer Verlegenheit. Er hatte sich in Unkosten gesetzt, mußte beträcht-

*) Als der Stein in der Mitte des Julius 1772 zu Schiffe nach St. Petersburg abgesendet wurde, assecurirte ihn Schafraß in Amsterdam und London, an jedem dieser beiden Orte für 550,000 Gulden.

liche Summen, die er schuldig war, verzinsen, und sahe keine Auskunft, um den Stein gut anzubringen. Seine Unterhändler ließen ihn in der Verlegenheit, um indessen selbst dabei zu gewinnen, und er ging daher, um sich den Schuldnern zu entziehen, nach Astrachan. Endlich wurde der Handel im Namen des Grafen (nachherigen Reichsfürsten) Grigori Grigoriewisch Orlof wieder anhängig gemacht, und der Kauf des Steines für 450,000 Rubel baar und den russischen Adelsbrief geschlossen, von welcher Summe an Commissions- und Provisionskosten, Zinsen und dergleichen an die 120,000 Rubel den Unterhändlern zu Theil geworden seyn sollen. Schafraß ließ sich nun in Astrachan nieder, und sein großes Vermögen, welches auf seine drei Töchter erbte, ist großentheils unter den Händen der Schwiegersöhne geschmolzen."

Der Diamant des Großherzogs von Toscana ist blos durch die frühern Nachrichten von Tavernier und Motraye bekannt. Schon Keyßler sahe ihn nicht mehr, und es ist seitdem der Verdacht entstanden, als befinde er sich nicht mehr zu Florenz. Ein Jesuit kaufte ihn in einem Laden zu Piazza Navona von einem unwissenden Verkäufer für einen Paolo (acht Groschen), und verkaufte ihn dem Großherzog für 75,000 Scudi (gegen 80,000 Thaler). Seine Farbe ist gelblich, und sein Gewicht beläuft sich auf 140½ (nach andern auf 139½) Karat.

---

*) Voyages, T. I. S. 55.

Im kaiserlich Oestreichischen Schatze soll sich ein Diamant befinden, der ebenfalls ins Gelbliche spielt und zu 139½ Karat angegeben wird. Sein Werth wird zu zwei Millionen, 600,000 Franken oder 155,682 Pfund Sterling geschätzt.

Der ehemalige Pigot Diamant, von 45 Karat und zu 16,200 Pfund Sterling geschätzt, befindet sich jetzt in England. Ebendaselbst besitzt die Familie Hornsby einen andern von 36 Karat, den man mit 8000 Pf. St. anschlägt. Einer von gleichem Gewicht, früher im Besitz der Herren Rundell und Bridge zu London, und jetzt in Holland, ist ungleich schöner, von conischer Gestalt, und im Werthe von 10,368 Pf. Sterling.

Beim Schlusse dieses Artikels erhalten wir die Nachricht, daß Herr Consistorialrath Glatz in seinem dießjährigen Taschenbuche Aurora eine Uebersicht der jetzt bekannten größten Diamanten geliefert habe. Da unsre Absicht nur dahin ging, die durch die neuern Nachrichten vervollständigte Geschichte des Pitt'schen Diamants ausführlicher zu erzählen, so verweisen wir unsre putz- und schaulustigern Leser auf jenen Aufsatz des verdienten Schriftstellers, in welchem ohne Zweifel namentlich über den Kaiserlich Oestreichischen Diamant nähere und genauere Nachrichten zu finden seyn werden.

V.

Nachrichten aus italienischen Bibliotheken, vom Jahre 1822.

(Mittheilung eines ausländischen Gelehrten an den Herausgeber.)

Sie wissen, daß ich bei meiner Abreise von Dresden die Absicht hatte, die italienischen Bibliotheken mit besondrer Rücksicht auf Plautus*) zu untersuchen. In München erhielt ich schon durch Thiersch einige Collationen von Petrus Victorius, die ich benutzte. Von Verona aus wollte ich nach Venedig gehen, aber unvorhergesehene Hindernisse nöthigten mich, diesen Plan aufzugeben, und meine Reise bis Florenz fortzusetzen, wohin mich ein neues Mißgeschick verfolgte. Denn eben als ich ankam, waren alle Bibliotheken verschlossen und

*) In Wolfenbüttel sind zwei Codices der ersten acht Stücke, einer auf Pergament (Gud. 141) und der andre auf Papier (Helmstad. 335), beide dem 15. Jahrhundert angehörend. Gudius Abschrift des Querulus aus dem alten Codex zu Rheims (Catal. Gudii p. 512, num. 56) ist in Paris zurückgeblieben. Unter den gedruckten Büchern aber befindet sich ein Exemplar der Ausgabe Lugd. Bat., Raphelengius, 1589, 12. welches von Caspar Scioppius mit Handschriften verglichen ist. Scioppius hat zu Anfange bemerkt: Collatus cum duobus manuscriptis antiquissimis Camerarii, quorum unus integer (etiam Querolo addito), alter octo prioribus comoediis caruit, quae postea collatae sunt cum manuscripto Eystadiensi, et quibus adscripsi varias lectiones ex tribus manuscriptis Caroli Langii. (E.)

die Bibliothekare aufs Land gereis't. Ich mußte mich also ausschließlich mit den dortigen Kunstschätzen beschäftigen. Als ich nach Rom kam, waren die langen Ferien bei der Vaticana noch nicht geendigt, und auch hier blieb mir also nichts anderes übrig, als meinen Aufenthalt mit archäologischen Studien anzufangen, die mich auch nachher öfter für manche bibliothekarische Entbehrung trösten und entschädigen mußten. Zwar hatte ich, an Herrn Mai und an den scrittore greco, den Abbate Amati, angelegentlich empfohlen, anfangs die besten Hoffnungen; aber als endlich die Bibliothek geöffnet wurde, bemerkte ich wohl, wie es stand. Ich erbat mir Codices des Plautus (denn den Katalog behält Herr Mai für sich): ich bekam auch allmählig sieben, von denen fünf auf Papier und zwei auf Pergament waren. Aber sie alle waren neu und enthielten nur die ersten Stücke. Sehr verdrießlich ging ich da täglich den langen Weg von meiner Wohnung nach dem Vatican, um Schreibfehler zu notiren, und hatte noch dazu oft das Aergerniß, die Bibliothek verschlossen zu finden, wenn man das Fest irgend eines Heiligen feierte. Zu meinem Glücke fand ich endlich Avellino's Ausgabe der Captivi, in deren Vorrede nicht weniger als zwanzig von dem Herausgeber benutzte Handschriften der Vaticana nachgewiesen werden. Mit dem Buche in der Hand trat ich da vor Herrn Mai, und bewies ihm, daß mehr vorhanden sei, als er mir gegeben habe. Er versprach, näher nachzusehen, und kam endlich mit einem Codex hervor, der alle zwanzig Stücke enthielt. Ich machte jetzt die Entdeckung, daß dieser der in der Plautinischen Kritik so

berühmte vetus codex Camerarii war, von welchem Bothe (Ed. II. p. XXV.) sagt: quo quid factum sit, hodie nescitur. Eines theils war mir dieser Fund angenehm; doch fand ich bald, daß die Ausbeute eine sehr geringe wäre, da der jetzige Text ganz daraus geschöpft ist. Uebrigens war er besser und älter, als alle andere Codices des Plautus, die ich gesehen habe. Ich conferirte einige Stücke. Er hat in der Bibliothek die Nummer 1615, und scheint aus dem eilften Jahrhundert zu seyn. Von einem andern Gelehrten hatte ich den Auftrag erhalten, ihm Nachrichten über die Vaticanischen Codices der griechischen Tragiker zu verschaffen. Viermal zu verschiednen Zeiten bat ich Herrn Mai, mir dieselben zu zeigen; auch versprach er es immer, gab mir aber nur einzelne, welche offenbar die schlechtesten waren, die er finden konnte. Aus Verdruß darüber blieb ich endlich ganz weg, und beschäftigte mich mit dem Studium des Winckelmann, Visconti und Zoega, und der Meisterwerke der alten und neuen Künstler, wozu man ohnedieß in Rom durch den beständigen Umgang mit Künstlern leicht veranlaßt wird. Auf der Barberini'schen Bibliothek waren zwei, aber wenig bedeutende, Handschriften vom Plautus.

In Neapel muß man, um eine Handschrift zu sehen, eine ministerielle Erlaubniß haben. Durch den —schen Chargé d'affaires erhielt ich sie ohne Schwierigkeit, und es macht mir Freude, versichern zu können, daß ich die Bibliothekare sehr gefällig fand, besonders Herrn Jannelli, den Herausgeber der neuentdeckten

Fabeln des Phädrus. Ich fand hier drei Codices des Plautus, die aber neu und unbedeutend waren. Vom Andreas Capellanus de amore, nach welchem Sie mir hier zu fragen Auftrag gegeben hatten, war kein Manuscript vorhanden, wie ich mich durch eigne Einsicht des Katalogs überzeugt habe. Dagegen sind hier für die lateinischen Grammatiker gute Sachen da, und es reut mich fast, daß ich mich früher nicht für diese entschieden habe. Denn für den Plautus findet man, wie ich glaube, auf dem Festlande nichts von sonderlicher Bedeutung; eher vielleicht noch in London oder in Glasgow.

In der Ambrosiana fand ich an dem Dottore Bentivoglio, an welchen ich empfohlen war, einen sehr gefälligen Mann. Er zeigte mir alles, was ich zu sehen wünschte, unter andern auch den von Ihnen so ersehnten Andreas Capellanus de amore (A, 36). Er ist zusammengebunden mit einer: Fabula Gryaldis, quae etiam inter Boccatii fabulas reperitur, und mit derselben von einer und derselben Hand geschrieben. Auf dem Vorsetzblatte liest man: Felicibus auspiciis illustrissimi Cardinalis Federici Borrhomaei, bibliothecae Ambrosianae fundatoris, Olgiatus vidit anno 1603. Der Codex ist in Kleinfolio, aber mit so breitem Rande, daß der mit dem Text angefüllte Raum im Grunde nur dem Großoctavformat gleich kommt. Das Ganze ist in kleine, mit rothen Initialen beginnende, Abschnitte getheilt, deren auf jeder Seite meistentheils zwei sind. Es besteht aus zwei Büchern, die aber einander an Stärke sehr ungleich sind. Das erste (liber

acquirendi amoris) enthält 95¼ Blatt; dagegen das zweite (liber remedii seu derelinquendi amorem) nur 14¾ Blatt. Gleichwohl scheint das Werk vollständig zu seyn; denn man liest am Ende: Explicit liber amoris derelinquendi. Das erste Buch ist in viele Capitel eingetheilt, die eigne Ueberschriften haben. Der Codex ist auf Papier geschrieben, hat viele Abbreviaturen, immer z für us, 4 für um, meistens ein Punkt über i. Er hat Interpunctionszeichen, und in den Schriftzügen einige Aehnlichkeit mit dem dreizehnten Jahrhundert, ob er gleich schwerlich so alt seyn kann. Der Gelehrte, welcher jene Notiz geschrieben hatte, setzte hinzu: Codex antiqui characteris ann—; aber leider hat er hier seine Bemerkung abgebrochen. — Dieser Ambrosianische Codex ist übrigens der einzige, den ich von Ihrem Andreas entdeckt habe. *)

Da mir die hier erzeigte Gefälligkeit ziemlich unerwartet war, so erwähnte ich gegen Herrn Bentivoglio, daß Millin in seiner Reisebeschreibung sich über die Verweigerung des Abschreibens aus Ambrosianischen Manuscripten beklagt habe. Statt aller Antwort holte er

*) Ein Jahr später wurde ich in Wolfenbüttel durch den Fund zweier Manuscripte des Andreas überrascht, von denen ich in meiner Schrift zur Handschriftenkunde S. 150 und 174 vorübergehend gesprochen habe. Auf meiner Rückkehr fand ich ein drittes Manuscript in der Leipziger Universitätsbibliothek (Ms. 1452 a). Leider gehen sie alle nicht über das 14. Jahrhundert hinaus, und enthalten das Werk blos in der Interpolation. Doch bieten sie auch so, wegen ihrer sehr wesentlichen Abweichun-

sogleich Herrn Hofrath Jacobs Achilles Tatius herbei und zeigte mir die Stelle, in welcher dieser Gelehrte die ihm aus der Ambrosiana gewordne Unterstützung rühmt. Allerdings sei, fügte er hinzu, in der Fundationsacte der Bibliothek verboten, einen Katalog der Manuscripte herauszugeben, keineswegs aber, einzelne Codices collationiren und drucken zu lassen, selbst durch Fremde, wenn sie die Bibliothekare nicht selbst bekannt machen wollten. Es war also, denke ich, damals nur die Mißgunst eines Einzigen schuld, daß die Ambrosiana in einen übeln Ruf kam. Auch jetzt noch liefert dieser in der Vaticana alles selbst aus, und nicht einmal Amati kann ohne Schwierigkeit Manuscripte der Vaticana erhalten.

Wie ganz anders fand ich es in Paris! Wenn ich die Dresdner Bibliothek ausnehme, weiß ich nichts mit der Humanität auf der Pariser Bibliothek zu vergleichen, besonders wenn man an den höchst gefälligen Herrn Hase addressirt ist *). Daher that ich in Paris in fünf

---

gen, vortreffliche Winke für eine Geschichte der Minnehöfe dar, deren ausführliche Darstellung mich bisher unausgesetzt beschäftigt hat, und die ich, sobald andre Arbeitsverpflichtungen es gestatten, zu vollenden mich um so mehr verpflichtet halte, je mehr aus längerer Beschäftigung mit diesem Gegenstande hervorgeht, daß dieses Institut auf Bildung und Sitte des Mittelalters eben so tief als wohlthätig eingewirkt hat, und je gütiger die Ermunterung ist, welche ich zur Fortsetzung dieser Forschung gefunden habe.

(E.)

*) Eben so ist unter allen, welche jene Bibliothek betraten, nur Eine Stimme über die unermüdliche Gefälligkeit des

Monaten mehr, als ich in Italien in fünf Jahren hätte thun können. Nach den Plautinischen Sachen, die nicht von großer Wichtigkeit waren, nahm ich Ciceronianische Codices vor, von denen ich fünf sehr gute und alte benutzte. Sie haben mich auf die Idee gebracht, bei Gelegenheit etwas über die Ciceronianische Orthographie zu schreiben. So untersuchte ich auch in Paris einen guten Codex des Grammatikers Pompejus, den Herr Lindemann herausgegeben hat. Da ich seine Ausgabe noch nicht kannte, so wäre ich beinahe in Gefahr gewesen, ihn abzuschreiben. Ein andrer Codex des Pompejus ist in Neapel, aber er ist von vorn herein defect. Einen vortrefflichen Apparat zu den Grammatikern fand ich auch in Leiden, wo die Herren Professoren Bake und Reuvens mich sehr zuvorkommend behandelten; aber dieser ist wohl von Lindemann schon nach seinen Hauptschätzen benutzt.

VI.

Blicke in die Manuscriptencabinette der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel.

Zweiter Besuch.

Die altdeutschen poetischen Handschriften.

Kleine Ursachen haben bisweilen große Wirkungen. Hätte Gottsched entweder seine Reise in die Pfalz

würdigen Vanpraet, vgl. Molbechs Reise giennem en Deel af Tydskland, Frankrige, England og Italien. Th. I. S. 326. (E.)

nicht gemacht oder wenigstens in dem Gedichte, mit welchem er sie besang *), dieser Provinz weniger unfreundlich gedacht, als es geschahe, so würde der damalige Wolfenbüttler Bibliothekar Burckhard, ein geborner Pfälzer, die Riegel seiner literarischen Schatzkammer gegen den zu Zeiten etwas dünkelhaften Leipziger Professor etwas weniger streng verwahrt haben. Auch wußten beide Männer recht gut, wie sie gegen einander standen. Burckhard, ein Zögling der Humanisten Georg Schubert und Cellarius und mit Mühe zwischen römischer Eleganz und einigem Pedantismus sich in der Mitte haltend, mochte wohl den deutschen Studien Gottsched's keinen großen Geschmack abgewinnen können, auch durfte man

*) Dieses Gedicht erschien zuerst in seinen Gedichten auf verschiedne Vorfälle, Regensb. 1749, 4. S. 28—35 und erregte so viel Aufsehen, daß an einigen Orten die ganze Schrift confiscirt wurde. Ein besondrer Abdruck erschien mit dem Titel: Klaglied des Herrn Prof. Gottsched über das rauhe Pfälzerland, in einer Abschiedsode. o. O. (Regensb.), 1750, 4. Dagegen erschienen folgende Schriften: Bemühungen der obern Pfalz, den Zorn des Herrn Prof. Gottsched zu besänftigen. o. O. (Regensb.). 1750, 4. J. Tob. Köhler's Vertheidigung der Oberpfalz gegen die Verunglimpfungen des Herrn Prof. Gottsched. Göttingen, 1750, 4. (Gegen diese Schrift, welche dem Bibliothekar Burckhard und seinem Bruder dedicirt ist, findet sich ein Epigramm im Neuen Büchersaal der schönen Wissenschaften B. X. S. 192.) C. F. Aichinger Klaglied der Oberpfalz über Gottsched. o. O. 1750, 4. Burckhardi nova analecta ad comm. de vita sua. Hal. 1751. 8. S. 1 ff.

es ihm nicht verdenken, wenn ihm durch die zwischen Göttingen und Leipzig frühzeitig entstehende Mißgunst, welche sich auch auf die Nachbarschaft mit erstreckte, die Stimmung verdorben wurde *). Zur Erwiederung wußte er seinerseits auch wieder die Handschriften des Renner, welche Gottsched zu erhalten wünschte, in der Wolfenbüttler Bibliothek nicht zu finden, und mußte dafür von dem gereizten und reizbaren Manne einen Stich hinnehmen, den er nie verschmerzen konnte **). So kam es, daß während Burckhards Leben die von ihm verwaltete Bibliothek für Gottsched fast ganz verschlossen blieb. Erst durch den nachfolgenden Bibliothekar Hugo erhielt dieser die Mittheilung der Manuscripte, welche

*) Gaillard schrieb einst eine histoire de la rivalité de la France mit seinen Nachbarstaaten. Wenn einmal die sämmtlichen deutschen Universitäten ihren Historiographen finden werden, so wird die Darstellung ihrer verschiednen gegenseitigen Berührungen keine der uninteressantesten Partien des Gemäldes bilden. Wittenberg und Leipzig, Leipzig und Helmstedt, Wittenberg und Halle, Leipzig und Göttingen haben zu verschiednen Zeiten bald in offner Fehde bald in verdeckter Abgunst einander gegenüber gestanden. Die Differenzen zwischen Leipzig und Göttingen sprachen sich in den 1750ger Jahren am lautesten aus, s. Leipziger gelehrte Zeitungen, Jahrg. 1752, S. 681 ff. Jahrg. 1753, S. 333 u. 439. Neuestes aus der anmuth. Gelehrsamkeit B. IV. S. 331 u. 394 ff. B. V. S. 233 ff. Daß auch Burckhard sich von Leipzig aus vernachlässigt fühlte, giebt er in den angeführten novis analectis S. 70. not. d) zu erkennen.

**) Gottschedii progr. de rarioribus nonnullis bibliothecae Paulinae codicibus p. 4.

jetzt in Gottschedischer Abschrift auf der Königlichen Bibliothek zu Dresden befindlich sind. Mehr wurde die Kenntniß der vorhandenen altdeutschen Schätze durch Lessing und Eschenburg gefördert, vieles wieß Koch in seinem Compendium der deutschen Literaturgeschichte nach und später, durch Eschenburgs Mittheilungen unterstützt, der Herr von der Hagen. Auch der sel. Langer trug durch einzelne, aber ausgezeichnet gediegene, Notizen dazu bei.

Je größere Verdienste sich jene Gelehrte durch die sachreiche Beschreibung und Erläuterung jener Manuscripte erworben haben, desto mehr ist es zu bedauern, daß sie es durch Unterlassung der materiellen Beschreibung und der Standortsangabe häufig schwierig gemacht haben, das entsprechende Manuscript in der Bibliothek selbst aufzufinden. Auch sind ihre Notizen an so vielen Orten umher zerstreut, daß eine kürzere Gesammtübersicht mit Nachweisung des Standortes jedes einzelnen Manuscripts vielleicht Manchem nicht unwillkommen ist.

I.

Rudolf von Hohenems gereimte Universalchronik.

Beginnt Bl. 1 a Col. 1. mit folgender rothgeschriebnen Ueberschrift: „Hie hebt sich an die wibel. vn̄ die choronick vnd von erst mit dem Puch der geschepf. vnd dar nach vō allen haydenischen chunigen vn̄ Auch von allen römischen chunigē vnd Chaisern vn̄ vō allen paebsten.“ Hierauf beginnt das Gedicht: „Christ Herr vber allew chraft.“ Es schließt Bl. 271 a:

Dez helff vns sand wilhalm
Daz got erhör vnsern salm.

Eine der vollständigsten Handschriften dieses Werkes, aber nur durch fremde Interpolationen und Einverleibungen zu dieser Größe angeschwellt. Es finden sich darinn große Stücke aus der Kaiserchronik, Strickers Carl der Große fast wörtlich ganz (Bl. 178—219), die drei Theile des Wilhelm von Oranse fast vollständig (Bl. 176 f. 220 bis zu Ende) u. m. a. Zwischen Bl. 269—270 und 270—271 fehlen Blätter.

273 Blätter (denn Bl. 9 u. 33 sind doppelt gezählt) auf Pergament in Folio mit kleinen Gemälden. Bis Bl. 252 a hat jede Seite meist drei Columnen, von Bl. 252 b an, wo eine andre Hand anhebt, nur zwei. Aus dem 14. Jahrhundert. Ulphilas Knittelii p. 474. Hagen's Grundriß S. 242. (1, 5, 2. Ms. Aug., Fol.)

2.

Dasselbe Werk.

Voraus 2 Blätter Inhaltsverzeichniß. Bl. 1 a ist folgende Ueberschrift: Hie hebt sich an die alt e mit den fünf püchen her Moist wie got himel vnd ertreich vnd allew dink beschuf. vnd wie die werlt vnd die Alt e von erst irn Anuank nam. Von erst ist ditz nu der Prologum. An dem ersten Buch der geschepff.

Christ Herr vber allew chraft
Vogt himlischer Herschaft.

Das Alte Testament geht bis Josua und schließt Bl. 106 a: Alz vnz die heilig schrift sait. Hierauf abermals zwei Blätter Inhaltsverzeichniß. Darnach Bl. 1 a fol-

gende Ueberschrift: Hie hebt sich an die new ee vnd daz Passional von Jesus vnd von Maria Leben *). vnd von den zeichen vñ wundern gantz vnd gar vnd gerecht. alz vnz die lerer habent geschriben. Die hernach werdent genant. Ditz ist nu d' prologus.

Mit gotes ler vñ weisung
wil ewch hie mein zung.

Schließt Bl. 158b:

Dez hilf vnz herr Durch Deinen namen
nu sprecht all mit mir Amen.

Darunter ist folgende Schlußschrift mit rother Farbe: „Ditz puch ist geschriben an dem lug per **) Leupolden Dem vintler Der Die weil zollner do waz. vnd ist volpraht in dem moneid Februarius an sand Dorotheen tag Do man czalt von gotes purd Dreinzehen hundert vnd naiun vnd neiunzik iar. Heintz Sentlinger."

106 und 158 Blätter auf Papier in Folio, in 2 Columnen, im Jahr 1399 geschrieben, und 1437 dem Bischof Udalricus von Brixen zuständig. Ulphilas Knittelii p. 474. Hagen's Grundriß S. 242. (1, 16. Ms. Aug., Fol.)

3.

Dasselbe Werk.

Geht blos bis Salomon, Naam und Elias, hat aber einen förmlichen Schluß, und eine Zueignung an Heinrich von Thüringen.

---

*) nach Bruder Philipps des Carthäusers Bearbeitung, s. Hagen S. 251. num. 2.

**) andre lesen das undeutlich geschriebne Wort für pei.

Auf Pergament in 4. mit Bildern, im 13. Jahrhundert geschrieben. Hagen's Grundriß S. 241. (8. Ms. Aug., 4.)

4.

Ulrich von Eschenbach gereimte Geschichte Alexanders des Großen.

Beginnt Bl. 1a Col. 1:

Got diner wunder manicvalt
Aller dinge hastv gewalt.

Der Verfasser nennt sich Bl. 1b Col. 2:

Ich bin genant von esschenbach
waz er wolfram ie gesprach
daz ist von gutem sinne geschehen.

Das Werk schließt auf der Rückseite des letzten Blatts mit folgenden Zeilen:

Daz vns der veint icht vntreine
Nach vnsers todes weine. Amen.

Auf Pergament in Folio, im 14. Jahrh. von zwei verschiednen Händen geschrieben, in zwei Columnen mit gemalten Initialen. Hagen's Grundriß S. 221. (2, 1. Ms. Aug., Fol.)

5.

a) Boner's Fabeln.

Voraus gehen 8 Blätter Inhaltsverzeichniß mit folgender Ueberschrift: Hie vahet an das puch Das ist genant der welt lauff vnd es hat ein meyster gemacht genandt Esopus vnd haysset der guldein stein. Es sind hier 96 Fabeln befindlich, von denen die erste hier anhebt:

von geistlichem leben.
Eins mals kam ein aff gerant
Da er vil guter nuß vant.

Die letzte Fabel schließt:

Sein schoner schein den pfoben betrog
Der kranch auff in die lufft flog.

Die Fabel, in welcher sich Bonerius nennt, ist hier die 85ste (Bl. 33 b, Col. 2.) Der Codex scheint eben derjenige zu seyn, der durch eine vorn eingeschriebene Nachweisung des ehemal. Bibliothekſecretair Lauterbach zu dem falschen Namen Rindenberg oder Riedenburg Veranlassung gegeben hat. — Hagen S. 380.

b) Eines Ungenannten kurze altdeutsche Gedichte, Priameln, Räthsel, kurze gereimte Erzählungen u. dgl. Bl. 38 a.

Sie beginnen:

Wie einer sein Haws sol versorgen.
Wer sein haus wol wil besachen
Der henck zu vasnacht drein ein pachen.

Sie endigen Bl. 132 a mit einem unsauber schließenden Gedicht, überschrieben: Wye man solche lieb vnd trew mocht bezaln. — Hagen S. 412.

c) (Andreä Osiandri) Auslegung etlicher Wort des Evangeliums, die er gepredigt hat. 1535. In Prosa.

d) Hie heben sich an gar lustig vnd kurtzweyllig priamell geystlich vnd weltlich von etwen vill maystern tichtern . . . als der schneprer, freydanck, palbirer etc. Vnd ander meyster mehr.

Voraus gehen 7 Blätter Inhaltsverzeichniß. Dann beginnt die Sammlung Bl. 1 a mit obigem Titel und folgendem Gedicht: Wenn hell nit hell beschaffen wer *). Die letzte, überschrieben: Von dem alter vnd jugend, schließt Bl. 72 b:

Do lig wir pis an den jungsten tag
O Junger mensch bedenck die clag.

Auf Papier in Folio, in zwei Columnen von verschiednen Händen im 15. Jahrh. (num. c im Jahre 1535) geschrieben. Der Boner ist mit gemalten Abbildungen versehen. Hinten ist eine in Holz geschnittne Abbildung der Jungfrau Maria eingeklebt, unter welche das Ave Maria und folgende Worte in Holz geschnitten sind: Sixtus papa quart9 9cessit cuilibet deuote dicenti xj. milia annorū indulgentias. Der Holzschnitt ist aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, und Zeichnung und Ausführung nicht ohne Werth. Herzog August kaufte diese Handschrift in Augspurg für 4 Thaler. (2, 4. Ms. Aug., Fol.)

6.

Der Renner, von Hugo von Trimberg.

Beginnt Bl. 1 b mit den beiden kleinen lateinischen Gedichten und ihrer deutschen Uebersetzung, welche Gottsched in seinem Programm de cod. rarior. bibl. Paulinae S. 7 f. hat abdrucken lassen. Auf sie folgt ein Inhaltsverzeichniß des Gedichts, nach welchem es blos in 42 Capitel getheilt ist, und welches so schließt: Vnd

*) von Rosenblüt, und auch im Dresdner Codex M 50 befindlich.

dar vm bitet maister Michel von wirtzpurk der dizz buch also gecorrigiret rehtfertigt vñ capiteliert vñ geregistriert hot zu gemeinen nutz vnd ler aller der die ditz buch lesen oder hören lesen, das sie mit im vnsern herren Jesum cristum . . . . helfen biten u. s. w. Auf derselben Seite folgt ein lateinisches Inhaltsverzeichniß, worin das Gedicht nur in 9 Abschnitte getheilt wird, und dann ein ausführlicheres deutsches, abermals nach 42 Capiteln. Das Gedicht beginnt: Tihtens het ich mich verlaubt, und schließt:

Wer sich selber wil versencken
Welch sein freund sol datz gedenken.

Die Handschrift ist durchgängig im reinen oberdeutschen Dialekt und scheint mit der Erlanger sehr übereinzustimmen. Die Leipziger Handschrift dagegen wendet sich mehr dem niederdeutschen Dialekt zu. Und doch ist es merkwürdig, daß grade letztere in der von Gottsched S. 11 angeführten Stelle:

In swaben beyern duringen myssen francken
Do sullen dutzhe lute danken

durch eine selbst metrisch fühlbare Interpolation der Meißner gedenkt, während der Wolfenbüttler Codex nur hat: In swabn, in dürgen, in bayrn, in francken. Die Leipziger Handschrift scheint also wohl von einem gebornen Niedersachsen, der aber im Meißnerlande lebte, geschrieben zu seyn.

Auf Pergament in Folio, 5 und 144 Blätter in 2 Columnen, im Jahre 1388 von zwei Händen geschrieben. Zu Ende finden sich als frühere Besitzer Heinrich Rumel

(s. Panzer Nürnb. Buchdruckergesch. S. 1) und Leonhard Camerer bemerkt. (6, 2. Ms. Aug., Fol.)

7.

a) Dasselbe Werk.

In dieser Handschrift sind die beiden kleinen lateinisch-deutschen Gedichte, mit welchen die vorige anhebt, weggelassen. Der Anfang des Gedichts ist derselbe, aber der Schluß lautet hier:

Auff erden ist nicht so gar volkomen
Das es dem wandel sey benumen.

b) Geschichte des Kaisers Pontianus. In Prosa.

Beginnt: Pontianus ein gewaltiger keyser In zeiten do er Regnirt zu Rom. Schließt: vnd sie Jr leben endten mit got vnd mit eren Amen.

c) Gar ein schöne vnd lustige historya zu hörenn von einem Tugenthafftigen weysen vnd mechtigenn fürstenn vnd herrn Marggrauen vnd von eyner diemutigen gotforchtigen Junckfrawen mit dem Namen geheissenn Grisardis.

In Prosa. Beginnt: Alles das mann schreibt, got zu lob vnd zu eren.

Auf Papier in Folio, in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. von drei verschiednen Schreibern geschrieben, und zu Ende des dritten Stücks defect. Von Herzog August für 10 Thlr. erkauft. (44, 15. Ms. Aug., Fol.)

8.

a) Der Renner. Bl. 1 a.

Von einem niedersächsischen Schreiber geschrieben;

daher mit vielen Einmengungen des niedersächsischen Dialekts.

b) Freydank. Bl. 81 a.

c) Ein deutscher Cato. Bl. 106 a.

d) Ein Gedicht ohne Ueberschrift, Anstandsregeln enthaltend. Bl. 123 b. Beginnt:

We hir von guder art si
Deme tucht vnde ere wone bi.

e) Jansen des Enikels Weltchronik. Bl. 125 a. Der Prolog beginnt: Got aller Dinge eyn vbercraft. Der Anfang des Werks selbst ist: Des ersten hiez got werden. Obgleich die Handschrift einen förmlichen Schluß hat, so geht das Werk hier doch nur bis zur Geschichte des Josua. — Hagen S. 248.

Auf Papier in Folio, 299 Blätter, im 15. Jahrh. geschrieben. Ehemals im S. Blasiikloster zu Nordheim. (Helmst. 417.)

9.

a) Chronik der römischen Kaiser von Augustus bis Friedrich I.

Prosaische Auflösung des folgenden Stückes dieses Bandes. Beginnt: Wir lesen in der geschrift, daz dacz babilonie ze dem ersten erhub.

b) Hie heuet sich die koronica an die sait vns von päbsten von chunigen von guten vnd von übeln. (Kaiserchronik) *).

---

*) Von dem künftigen Herrn Herausgeber zufolge seiner Ankündigung „aufgefunden" nach einem jetzt bei vielen Bi-

Anfang: In des almechtigen gotes minne. Beginnt von Romulus und geht in dieser zu Ende defecten Handschrift bis auf Carl den Großen.

c) Das Schwäbische Landrecht.

Zwar defect, aber einen ältern und ungleich bessern Text enthaltend, als die Bergerische und Schannat'sche Ausgabe.

Auf Pergament in Folio, von verschiednen Händen im 13. Jahrhundert geschrieben, und von Herzog August für 16 Thlr. erkauft. (15, 2. Ms. Aug., Fol.)

10.

Wilhelm der Heilige von Oranse, von Ulrich von Türheim und Wolfram von Eschenbach.

Diese schöne Handschrift enthält alle drei Theile, doch ist im zweiten Theile (Bl. 91 a, Col. 2) zwischen den Versen:

Der wart mit spern rorin
Ich mag nicht genennen gar,

eine Lücke von 277 Versen. Die nähern Beschreibungen sind nachgewiesen in Hagen's Grundriß S. 176 ff.

Auf Pergament in Folio, 74, 109 und 204 (zusammen also 387, nicht 345) Blätter in zwei Columnen, aus dem Anfange des 14. (nicht 13.) Jahrhunderts, mit gemalten und vergoldeten Initialen. Der erste Theil enthält 15 und der zweite 26 zwar rohe, aber charakteristi-

---

bliothekbesuchern üblichen Sprachgebrauch. Vor dieser Auffindung hatte ich meine Notiz, die ich ihm mittheilte, aufgesetzt, und Herr Prof. Lachmann die Handschrift ebenfalls untersucht.

sche, Gemälde. Herzog August kaufte diese Handschrift 1664 aus Nürnberg für 30 Thaler. (30, 12. Ms. Aug., Fol.)

11.

Der wälsche Gast, durch Thomasin von Tirkelere.

Beginnt: Ich bin der welsche Gast genant. Bl. 9 a Col. 1 nennt sich der Verfasser: Ich bin von frigul geborn ... ich haisse thomasin von tirckelere. Der Schluß des Dresdner Manuscripts:

Durch die dry hailgen namen
Vater, sun, hailiger gaist. Amen

steht hier auf dem vorletzten Blatte, und es folgt dann noch ein Capitel, welches beginnt: Ich hon gehört vnd gelesen, und schließt: Mag och werden nymmerstette.

Auf Papier in Folio, im 15. Jahrh. geschrieben, mit Gemälden. Am hintern Einbanddeckel ist ein vortrefflicher Holzschnitt von Hans Schäuffelein eingeklebt, welcher Jesum im Garten Gethsemane betend vorstellt. Von Herzog August für 14 Thaler gekauft. Hagen S. 370. (37, 19. Ms. Aug., Fol.)

12.

Friedrich von Schwaben.

Beginnt: Got her in deim beginn, und schließt: Daz tu vns armen sündern gewern. Vgl. Hagen's Grundriß S. 188 ff. Die daselbst angeführten Stellen lauten in diesem Manuscript bedeutend anders und so, daß dasselbe nur eine spätere und weniger gute Bearbeitung zu enthalten scheint. Zu Ende ist folgende Schlußschrift des Schreibers: „vsgeschriben an sant vrbans tag durch mich Jurgen von elrbach 82.“

Auf Papier in Folio, 48 Blätter, im J. 1482 geschrieben. An mehrern Stellen hat die Dinte so durchgeschlagen, daß manche Seiten ganz unleserlich sind. Von Herzog August für 4 Thlr. erkauft. (69, 10. Ms. Aug., Fol.)

13.

Johann von Würzburg Gedicht von Herzog Leopold und seinem Sohne Wilhelm von Oestreich.

Beginnt: Ein Hertzog was in osterreich, und schließt mit der Zeile: Der großen tein we soltest. Die Handschrift, von Hagen S. 187 nicht erwähnt, ist also zu Ende defect.

Auf Papier in Folio, 87 Blätter, im 14. Jahrhundert geschrieben. (81, 23. Ms. Aug., Fol.)

14.

Dis buch ist von dem schachzabel spil von latin zu tutsch getícht.

Ist Conrads von Ammenhusen im J. 1337 gefertigte poetische Bearbeitung des Jacob de Cessolis, und beginnt: In gottes namen heb ich an. Das Räthsel zu Ende, in welchem der Verfasser seinen Namen angiebt, hat der Schreiber weggelassen *). Vgl. Hagen S. 426.

Auf Papier in Folio, 145 (nicht 25) Blätter, im 14. Jahrh. von Ulrich Berner de Rapreschwila geschrieben, ohne Abbildungen. Auf der Inseite des hintern Einbanddeckels ist eine auf Pergament geschriebne Obligation geklebt, welche Wolf vom Stain von Klingenstain über 85 von Hans Wieland geliehene rhein. Fl. im Jahr 1400 ausgestellt hat. (81, 25. Ms. Aug., Fol.)

*) Ebert zur Handschriftenkunde B. 1. S. 158.

15.

Ein altdeutsches Gedicht von dem Zuge ins heil. Land.

Zu Anfange und Ende defect, und nach dieser Handschrift gedruckt in Eccardi corp. hist. medii aevi. T. II. p. 1455 ff. Es beginnt: Darum wolt er sich noch naigen, und schließt: Got hat gesetzt dich dar czu.

Auf Papier in Quart, aus dem 14. Jahrh. Auf der ersten Seite ist bemerkt: Ex libris Sebastiani Tengnagel IC. et Caes. Reg. bibliothecar. Empt. 2. flor. Dieser frühere Besitzer hat, weil schon damals dieß Manuscript defect war, den Inhalt so angegeben: Obsidio Acronensis urbis in Palaestina. Auf dem untern Rande der ersten Seite steht: Ex bibliotheca Caes. Viennensi. (Gud. 291.)

Die Fortsetzung dieser Nachrichten folgt künftig. Ein in ähnlicher Art gearbeitetes vollständiges und genaues Verzeichniß der sowohl poetischen als prosaischen altdeutschen Handschriften der Königl. Bibliothek in Dresden liegt in der Handschrift schon völlig ausgearbeitet fertig, und erwartet nur der günstigen Gelegenheit einer weitern Ausdehnung und Umfassung, um öffentlich zu erscheinen.

VII.

Ueber Johann David Michaelis Lehren und Leben in Göttingen.

Johann David Michaelis wird stets zu den Erweiterern seiner Wissenschaft gezählt werden. In Holland und England, wo er als feuriger Jüngling die Schultensische und Pocockische Schule in sich aufnahm, erweiterte sich sein Blick. Er wurde Araber und hörte auf ein Anhängsel der theologischen Facultät für die bloße grammatische Bibelauslegung zu seyn. Naturgeschichte, Arzeneikunde und Gesetzgebung des palästinisch-arabischen Orients lagen offen vor ihm da. Nur gegen den Magismus des Zendavesta und des ägyptischen Pantheon war er zurück. Die persische Literatur blieb ihm fremd. Aber dazu war die Zeit noch nicht gekommen. Die Liebe zur arabischen Literatur ist sein und Reiske's Werk in Deutschland. Er prägte sich für seine Bibelübersetzung eine eigne deutsche Sprache. Die Würde des Professors ging ihm über alles. Ein würdevolles Aeußere, das damals im Knopfloche des Gelehrten noch so seltne Ritterkreuz, die Nettigkeit seines Anzugs, sein stattliches Ritteransehen in und außer der Reitbahn, seine Vornehmheit bei der politischen Selbstständigkeit der Göttinger Hochschule, sein ausgebreiteter Briefwechsel in alle Länder gaben ihm eine europäische Celebrität. Was Eichhorn in seiner Bibliothek der biblischen Literatur, Heyne in der Societät über ihn gesagt haben, ist nicht geeignet und auch nicht bestimmt, sein Inneres aufzu-

schließen. Es werden daher folgende Bruchstücke aus den Papieren eines Pastors Bernstein, der in der Nachbarschaft von Gera Landprediger war, und in den Jahren 1776—81 als sein Famulus und Hauslehrer ihn täglich beobachtete, auch jetzt nicht unwillkommen seyn. Könnten wir alles mittheilen, so würde es recht klar werden, wie M. selbst darüber scherzt, daß er bei der Unwandelbarkeit seiner theologischen Lehrmeinung erst Heterodox, dann Orthodox, dann Hyperorthodox erschien.

Böttiger.

In seinen jüngern Jahren empfand Michaelis gegen Halle, der Wiege seiner Jugend und seiner Studien (geb. den 17. Februar 1717), eine Abneigung, die er zwar den großen Friedrich empfinden ließ, aber auch in seinen ältern Jahren zu bereuen wußte, als er sahe, daß seine treue Anhänglichkeit an Göttingen sowohl, als auch seine großen Verdienste um diese Universität, so wie seine seltne Polyhistorie und Gelehrsamkeit nur mit einem mäßigen Gehalte belohnt wurde. Der einsichtsvolle Münchhausen hatte ihn als einen ihm empfohlnen großen Geist nach Göttingen berufen. Hier schwang er sich bald zu dem Ruhme, welchen ihm August Hermann Francke auf seinem Sterbebette verkündigt hatte. Man übersetzte in Holland und England, ja selbst in Amerika, seine Schriften, und die Franzosen würden auch sein Mosaisches Recht übersetzt haben, wenn es, wie ein dieß Wagestück versuchender Uebersetzer ihm selbst gestand, die Armuth der französischen Sprache erlaubt hätte. König Friedrich ließ ihn befragen, ob er nicht gesonnen sei, in seine

Staaten zurückzukehren; aber Michaelis schützte seine dankbare Verpflichtung gegen seinen dermaligen Landesherrn vor. Friedrich, dadurch nicht abgeschreckt, ließ ihm anbieten, seinen Aufenthalt in den Preußischen Staaten nach Gefallen, wo er wolle, zu wählen, und Rang und Gehalt selbst zu bestimmen. Daß er dieser Aussicht nicht gefolgt war, bereute er später, als sein großer Gönner, der Minister von Münchhausen, starb. Ich wartete auf bequeme Gelegenheit, den Grund seiner Abneigung gegen Halle zu erforschen. Endlich erfuhr ich von ihm selbst, daß er noch als junger Magister eine Predigerstelle in Halle gewünscht, aber abschlägliche Antwort erhalten habe. Doch tröstete er sich mit dem Kanzler Ludewig, den auch als einen skoliodoxen Jüngling das Consistorium abwies. Wegen dieses Repulses war Michaelis oft in seinen Collegien etwas herbe gegen die Examinatoren in den Consistorien.

Seine gelehrten Freunde liebte und schätzte er sehr, und ging brüderlich mit ihnen um. Den D. Leß behandelte er stets mit der Ehrfurcht, welche seine Frömmigkeit und seine großen Predigertalente verdienten. Als er wegen des Religionseides abdanken wollte, beruhigte ihn Michaelis, und schrieb das merkwürdige, auch gedruckte, Gutachten über diesen Gegenstand. Seine Hochachtung gegen die große und ausgebreitete Gelehrsamkeit des rechtschaffnen Franz Wilhelm Walch hatte keine Grenzen, und sein Umgang mit ihm war wahrhaft brüderlich. Obgleich Schlözer ein Schüler von ihm war, so bezeigte er doch auch diesem eine so freundschaftliche

Hochachtung, als sie nur zwei große Gelehrte gegen einander haben können. Beide befragten einander über kritische Punkte, die in ihre gegenseitigen Fächer einschlugen. Unter der Zahl seiner Freunde befand sich auch der bescheidne Hofrath Feder*). Die Familien dieser beiden Freunde schienen Eine Familie zu seyn. Unter den verstorbnen Collegen stand ihm Haller oben an. „O meine Herren," sagte er oft im Hörsaal, „Haller war ein Genie, das nur alle Jahrhunderte gebildet wird; und hätte er nichts geschrieben, als sein unvollendetes Gedicht von der Ewigkeit, so wäre er unsterblich!" Was ihm aber Heumann und Feuerlin gethan haben mochten, kann ich nicht sagen. So viel ist gewiß, sie wären nie in seinen Hörsaal gekommen. Mosheim's hinreißende Beredsamkeit und seine vielumfassenden geschichtlichen und dogmatischen Kenntnisse pries er noch lange nach dessen Tode mit Hochachtung. „Es ist wahr," sagte er einst, „Mosheim predigte oft sieben Viertelstunden, aber man bedauerte es, wenn er zu reden aufhörte. Gleich einem tiefhinflutenden Strome riß er die Herzen aller Zuhörer mit sich in seinen Betrachtungen fort. Und was dabei unerklärlich war, er hatte nie seine Predigt aufgeschrieben, sondern er erhielt sie erst nach Hal-

*) Darüber kann man jetzt Feder's eigne Geständnisse lesen in der von seinem würdigen Sohn, dem Hessen-Darmstädt. Hofrath Feder herausgegebnen Lebensbeschreibung: Feder's Leben, Natur und Grundsätze S. 92 ff. Michaelis ist dort mit wenigen Zügen trefflich charakterisirt.

Böttiger.

tung derselben von einigen Studenten, welche sie nachgeschrieben hatten."

Man hat Michaelis Geiz und Härte gegen die ärmern Studirenden vorgeworfen, aber dabei nur auf die Anschuldigungen der Unzufriednen gehört. Es war eine ungegründete Klage, daß er den Aermern unbequemere Plätze im Auditorio anweise. Die Sache war ganz natürlich. Wer die Collegia bezahlt, sucht sich bei Zeiten einen Platz nach Belieben aus. Sie waren alle numerirt, und ihre Inhaber wurden mit einem Zettel auf ihre gewählte Nummer angewiesen. Wer nicht bezahlte, zögerte, und mußte dann freilich mit dem noch übrigen Platze vorlieb nehmen. Durch mannichfaltige Erzählung ist folgende Begebenheit sehr entstellt worden. Zwei leichtsinnige Muttersöhnchen kamen einst, um bei ihm Collegia zu hören; beide sehr wohl gekleidet, mit zwei Taschenuhren und großen silbernen Modeschnallen in den Schuhen. Während sich der eine melden ließ und sogleich vorgelassen wurde, wartete der andre im Vorsaal. Der Eingelaßne hatte, (freilich mit der Bemerkung: „Wenn Sie die Collegia nicht bezahlen können, so müssen Sie auch nicht zwei Uhren und solche theure Schuhschnallen tragen") die Collegia frei erhalten, und rief nun im Vorsaal dem andern freudig zu: „Ich habe sie frei erhalten, nun laß dir sie auch frei geben, und Nachmittags wollen wir dafür einen Ritt machen." Dieß hörte Michaelis auf seinem Zimmer, und entließ nicht nur dem Andern nichts, sondern rief auch den Ersten zurück, und sagte ziemlich ernst zu ihm: „Da Sie Nachmittags das Geld verreiten wollen, so können Sie mir

auch das Collegium bezahlen. Wer dieß nicht kann, muß auch jenes nicht thun." *)

Wenn man die große Menge der aus seiner Feder geflossnen Schriften betrachtet, welche einige hundert Bände ausmachen **), und wenn man weiß, daß er die meisten Brouillons noch einmal abschrieb und dabei täglich mit Vorbereitung drei, vier, auch fünf Stunden Collegia las, so sollte man glauben, er habe Tag und Nacht studirt. Aber nichts weniger, denn dieß. Pünktliche, durch nichts zu störende Lebensordnung war sein Geheimniß. Im Sommer stand er gewöhnlich früh um sechs und im Winter um sieben Uhr auf. Nachdem er gegen sieben Uhr eine Pfeife geraucht, und einige Tassen Caffee getrunken hatte, kleidete er sich sauber an und studirte bis neun Uhr. Von da bis eilf Uhr las er zwei verschiedne Collegia und von 11—12 Uhr arbeitete er wieder für sich. Mit dem Schlage 12 Uhr ging er zu

*) Würde auch der humanste Professor anders handeln? Seitdem hat freilich Göttingen seinen Quästor erhalten. Ich bedaure die Universität, wo diese heilsame Ordnung noch nicht eingeführt ist. Böttiger.

**) Man denke nur an die 24 Bände orientalische Bibliothek, an die Bändereiche Uebersetzung der Bibel, an die Supplemente zu den hebräischen Wörterbüchern (das gelehrteste seiner Werke), an die Zahl der Vorlesungen in der Societät, die einzelnen Abhandlungen und Gutachten (über Witwencassen u. s. w.) und überblicke den von dem unersetzlichen Meusel im Lexikon der verstorb. deutsch. Schriftst. IX. 142—154 aufgeführten Phalanx (worunter freilich auch leichte Truppen sind), und man wird diese Angabe nicht übertrieben finden. Böttiger.

Tische, den er Schlag 1 Uhr wieder verließ, um ein Collegium über hebräische, chaldäische oder arabische Grammatik zu lesen. Nach Beendigung desselben studirte er den ganzen Nachmittag, trank zwischen 4—5 Uhr einige Gläser Wein, und ging oder ritt bisweilen eine Stunde spazieren. Von 5—8 Uhr arbeitete er wieder, speißte von da bis 9 Uhr, und kehrte dann wieder zum Arbeitstische zurück (gewöhnlich arbeitete er in dieser Stunde an seiner Bibelübersetzung), legte aber mit dem Schlage 10 Uhr Buch und Feder aus der Hand, und ging zur Ruhe. Des Sonnabends nahm er in den zwei Nachmittagsstunden von 5—7 Uhr Besuche von Studirenden an, mit denen er sich wie ein Vater und Freund unterhielt. Oft war die Gesellschaft groß, und da saß er in der Mitte und alle um ihn herum. — Seine Correspondenz war erstaunlich. Zu Ende der Woche waren die Briefe, welche er Sonntags zu beantworten pflegte, zu einem hohen Haufen angewachsen. Vom Postgeld war er befreit*).

Im Januar des Winters 1781 war so wenig Schnee, daß es keine Gelegenheit zum Schlittenfahren gab. Einige Britten, die das Schellengeläute nicht ganz unbenutzt lassen wollten, hatten sich zweirädrige Cabriolets gemiethet, und die Pferde mit Schellengeläute belegen lassen. So fuhren sie durch die Straßen im größten Regenwetter. Michaelis las eben Collegia, und erstaunte mit seinen Zuhörern über die unerwartete Wintermusik.

**) Eine schöne Münchhausensche Einrichtung, die allen Universitätslehrern zu wünschen wäre. Böttiger.

Als der Zug dem Hause sich näherte, stand er vom Tisch auf, sahe durchs Fenster, und sagte lächelnd: „Dog-days in Twelfenights! In England giebt es auch Winterhundstage!“

Liebe zur Wahrheit, Gerechtigkeit und rastloses Bestreben nach Kenntnissen schienen mir die Hauptzüge seines Charakters zu seyn, mit denen er Feinheit zu verbinden wußte, um sich nicht hintergehen zu lassen. Wer ihn einmal getäuscht hatte, mußte auf sein Zutrauen Verzicht leisten. Wer ihm hingegen bescheidne Offenherzigkeit zeigte, konnte ihm frei unter die Augen treten, und ging nie, und wenn er der Aermste gewesen wäre, unzufrieden mit seinem Betragen hinweg.

Bei seiner großen Gelehrsamkeit gestand er oft sowohl in seinen Vorlesungen als auch öffentlich in Schriften seine Unwissenheit. Wer seine arabischen Fragen, das nicht wieder erreichte Meisterstück einer wahren Gesandschaftsinstruction, gelesen hat, wird sich gewiß verwundern, wie weit die Kenntnisse dieses großen Mannes sich fast über alle Gelehrsamkeit erstreckt haben. Und doch sagte er davon, sie wären weiter nichts, als ein Register seiner Unwissenheit. Wie weit die Hochachtung für ihn auch bei fremden Nationen ging, kann man daraus sehen, daß, da er zu Abfassung dieser Fragen der Ruhe und Stille bedurfte, der Herzog von Broglio ihn während der französischen Occupation von Göttingen mit der Einquartirung verschonte.

Zwar wird jetzt die Universität Göttingen ihrem großen und berühmten Lehrer eben so wenig, als ehedem

Hannover dem großen Leibnitz, ein Denkmal errichten. Allein es wird eine Zeit kommen, wo man auch ihm, wie diesem, spät noch ein Denkmal setzen und im großen Bibliotheksaale, dem Göttinger Pantheon, die verdiente Marmorbüste nicht länger verweigern wird. Unterdessen werden seine gelehrten Werke und dankbaren Schüler sein Andenken fortpflanzen und erhalten.

Das Bildniß, welches in Beyers Magazin für Prediger nebst einer kurzen Biographie befindlich ist, ist nach dem Originalgemälde eines Malers in Hannover, auf welchem er in einem schwarzsammtnen Kleide und weißen mornen Weste erscheint, und zum Sprechen getroffen. Es stellt ihn als einen tiefen Vierziger oder angehenden Funfziger dar.

VIII.

Cicalate.

Vorwort.

Cicalata heißt eigentlich so viel als Cicaden- oder Grillengeschwirr. Die wahre Grille, die nur in südlichen Ländern zu Hause ist, sitzt den ganzen Tag auf ihrer Ulme oder Pappel, zirpt und schwirrt unaufhörlich durch das sonderbare Reiben ihrer Flügeldecken gegen ihr Körperchen, sömmert und sonnt sich fröhlich und lebt — so ging wenigstens die Sage bei den Alten — nur vom Thau oder eigentlich von Ausschwitzungen der

Blätter, die man im Alterthum für Ueberreste des Thaues hielt. Sie ist das klingende und singende Vorbild des Lebens in südlichen Ländern, wo man fast nichts braucht, als das tägliche Sonnen- und Luftbad, mit etwas Polenta, und einem Schnittchen Melone oder was sonst von der Reichen Tische abfällt, dabei aber mit dem Nachbar unausgesetzt schwazt, lacht und das lustigste Zungenspiel treibt, mit einem Worte, sie lebt das wahre Leben des echten Lazzarones, von welchem ja Lessing's Wort gilt:

Der wahre Bettler ist der wahre König!

Nun haben aber die geistreichsten der Italiener, die Florentiner, dieß Wort auch schon lange, theils für die anspruchlosen kurzen Vorlesungen im scherzhaften Tone, (burle), womit sie sich in ihren zahlreichen Academien und gelehrten Gesellschaften wechselseitig bewirthen, theils auch für andre Bagatellen gebraucht, doch nur dann, wenn von alterthümlichen oder literarischen Gegenständen darin die Rede war. Wollte man dafür das deutsche Plappereien setzen: so hätte man allerdings im Gebrauche dieses Worts einen der berühmtesten Antecessoren und öffentlichen Lehrer des Rechts auf der Universität Leipzig aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zum Vorgänger und Gewährsmann; indeß ist plappern doch zu sehr mit schwatzen und plaudern verwandt und möchte eher an die Elstern als an die Cicaden erinnern. Was wir aber hier mitzutheilen gesonnen sind, wünschten wir doch lieber auf jenes harmlose Cicadengezirp in jenem classischen Boden, als auf das Dolen-

und Elsternunwesen, auf jenes cornicari, dem Persius das inepte zufügte, bezogen zu sehen. Verzeihung also wegen der fremdartigen Benennung.

I.

Cicalata sul fascino.*)

Es ist schwer, der eigentlichen Veranlassung des Aberglaubens vom Augenzauber, der ebensowohl bei den Völkern der alten Welt, als in den Kinderstuben der neuen zu Hause ist, auf die Spur zu kommen. Man schrieb dem Blicke einzelner Menschen, so wie ganzen Völkerschaften, einen schädlichen Zauber zu, der durch die häßlichste aller Leidenschaften, den Neid, noch giftiger werde. Thiere, Kinder, Menschen, die ein solches böses Auge gleichsam durchbohre, verzehrten sich, nähmen ab, und selbst das Gedeihen einzelner Beschäftigungen in Werkstätten, welche den Vorübergehenden offen stünden, könne dadurch beeinträchtigt, behext werden. Das Wort jenes Hirten Menalcas in der dritten Idylle Virgils:

Welch ein Auge mir wohl die zarten Lämmer bezaubert?

hat sich in hundert verschiedenen Beziehungen stets wiederholt. Das griechische und römische Alterthum nennt diesen Zauber fascinus. Das Gott behüte! unsere Kinderwärterinn hat vor 2000 Jahren in dem bekann-

---

*) Mit dieser Aufschrift erschien wirklich in Neapel 1794. eine Schrift von Niccolo Polletta, die uns aber nie zu Gesicht kam und die auch Cicognara in seinem Cataloge nicht hat.

ten praefiscine seinen Vorgänger gehabt. Natürlich suchte man sich nun gegen so verderblichen Augenzauber durch allerlei abtreibende Mittel zu verwahren. Hier tritt das große Capitel der Amulete und Entzauberungsmittel ein. Der scharfsinnige englische Archäolog James Millingen machte im 19ten Theile der Archaeologia Britannica schon im Jahr 1818 ein antikes Bas-Relief bekannt, welches die lächerlichsten Vorkehrungen gegen ein solches mal' occhio, wie es die Italiener heut zu Tage nennen, ja gleichsam einen Hauptsturm auf diesen bösen Feind, der in der Mitte als ein gewaltiges Auge abgebildet ist, so vorstellt, daß von unten herauf Schlangen, Scorpionen, Störche, Raben und Löwen darauf losgehen und einhacken, von oben aber zwei menschliche Figuren einen Angriff darauf machen, wovon die eine einen Gladiator mit dem Dreizack vorstellt, die andere aber niederkauernd von hinten die Theile über den Schenkeln zeigt*), wovon eine gewisse Venus den Namen hat und welche die italienischen Matrosen eben so entblößen, wenn sie sie auf dem Verdeck den aus dem bösen Loche pfeifenden, widrigen Wind entgegenkehren.

Denn wo der Orientale bei seinem Dämonenglauben aus dem Magus zum Schwarzkünstler wurde, furchtbare Charaktere auf Talismane grub und grausende

*) Dieß sonderbare Denkmal ist für den 4ten Theil der Amalthea nachgestochen, mit drei antik geschnittnen Steinen, welche dieselben entzaubernden Figuren mit dem verbrecherischen Auge in der Mitte darstellen. Die dazu bestimmte Abhandlung wird Licht über viele alte Denkmäler verbreiten können.

Beschwörungsformeln sprach: da gebraucht der, stets Lust und Heiterkeit athmende religiöse Volksglaube der Griechen und Römer nur das Lächerliche zur Abwehr. Dahin gehörte theils das Ausspucken, welches bei ansteckenden Miasmen allerdings von gutem Nutzen seyn konnte, theils und ganz vorzüglich der dem Zauberauge dargebotene Anblick des Phallus oder auch der in Phallusform zusammengeballten Hand, mit ausgestrecktem Mittelfinger, eine Geberde, welche die Italiener noch jetzt wegen der Aehnlichkeit dieser Frucht eine Feige nennen und sie zum Spott gebrauchen. Nichts war gewöhnlicher, als daß man dasselbe Glied, womit man (gewiß aus einer ähnlichen Absicht) den Gartengott Priapus so reichlich ausstattete, auch in recht plastischer Fülle, in Stein ausgehauen oder in Metall gegossen, über Hausthüren und Werkstätte der Künstler angebracht sah, *) wobei durchaus an keinen Wollustreiz zu denken war. Man lachte über dieß sonderbare Wahrzeichen, gestattete sich einen derben Spaß darüber und so war auf die harmloseste Art dem bösen Auge der Stachel gebrochen, seine Wirkung vernichtet. Der Glaube an das böse Auge dauerte fort. Allein der antike Bann durch den Anblick eines Gliedes, welches von jeher die Schaam zu

*) Die Hauptstelle in Pollux Onomasticon (VII, 108.) hatte schon der große Casaubonus in seinem Lectionibus Theocriteis c. 8. p. 260. Commelin. angeführt. Wie oft hat man damit in neueren Zeiten die unanständigste und schlüpfrigste Vorstellung vom Phallusdienste verbunden, wovon sich die Alten in ihrer durch Clima, Palästren und Bildhauerkunst bedingten Nacktheit nichts träumen ließen.

verhüllen gebot, konnte mit dem verhüllenden Prinzip des Christenthums durchaus nicht bestehen oder mußte sich doch, wie etwa zu Isernia im Königreich Neapel oder bei der Verehrung des heiligen Photinus im südlichen Frankreich eine völlige Umgestaltung gefallen lassen. In Neapel traten an seine Stelle angeheftete Ochsenhörner in voller Größe, oder auch nur als Anhängsel aus Corallen gebildet. Begegnet man auf der Straße einem solchen Zauberer, der durch seinen anbohrenden Blick zu behexen droht, einem männlichen oder weiblichen Blickwerfer, Jettatore, so sieht oder greift man nur so ein Ochsenhorn an und der Zauber ist entwaffnet *).

Eine ganz neue merkwürdige Erscheinung im Felde der italienischen Literatur, die bei ihrer anderweitigen Beschränkung fast zur Hälfte bloß über alterthümliche Gegenstände sich abmühet, bezieht sich auf diesen Aberglauben. Es ist aus den Berichten über die Ausgrabungen in Pompeji **) zur Gnüge bekannt, daß man dort in dem Hause eines Beckers gerade über dem Backofen

*) Einer unserer geistreichsten und genialsten Erzähler, Borromäus von Miltitz, hat in seinen uns überall nach Italien zaubernden und in den Hesperidengärten mit kundiger Hand gepflückten Orangenblüten in der Erzählung vom Don Giuseppe, diesem Original aus dem sonderbarsten Gemische von Komik und Ernst zusammengesetzt, (Th. II. S. 99 ff.) diese Sitte nach dem Leben geschildert.

**) S. von Goro Wanderungen durch Pompeji, S. 104. die unter No. 20. angeführte Bäckerei. In Romanelli fehlt die Nachricht hierüber.

eine Inschrift fand: Hic habitat Felicitas, hier ist die Glückseligkeit zu Hause, und daß sich gerade dabei ein Phallus in Stein gehauen zeigte, der roth angemalt war. Was Wunder, daß man sich dabei an jenes gewaltige priapische Zeichen erinnerte, welches in Backsteinen eingehauen, in der Nische über einem Thorpfeiler rechts beim Eingange des Stadtthores gleich bei den ersten Ausgrabungen in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts gefunden, auch damals sogleich vom Ritter Hamilton der Londoner Societät der Wissenschaften in seinem Account of the discoveries of Herculanum mitgetheilt und in den Transactions von 1762 abgebildet wurde *). War nun damals schon das Geschrei sehr groß, daß man in dieser sündhaften Stadt gleich beim Eingange das augenfälligste Merkmal eines öffentlichen Freudenhauses oder Bordels gefunden habe: so wurde durch diesen neuen Fund ähnlicher Art, trotz aller mil-

*) Ist es gegründet, daß eine Zahl kleiner Phallusamulete aus Bronze, wovon die Accademici Ercolanesi eine bedeutende Zahl am Schluße des 2ten Theils der Bronzi d'Ercolano abgebildet und erläutert haben, gerade in diesem Hause gefunden wurden: so erhält dadurch die auch zuletzt noch von Romanelli in seinem Viaggio p. 93. nachgeschriebene Erklärung, es habe jener große Phallus in der Nische nur die Stelle eines Aushängeschildes für die Amuleten und Fascinusanhängsel vertreten, die hier verkauft wurden, allerdings einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit. Man vergesse aber auch nicht, daß Pompeji bei seiner damaligen Lage hart am Meeresufer ein von Matrosen fleißig besuchter Ort war, und denke z. B. nur an den sogenannten Berg zwischen Hamburg und Altona.

dern und gesittetern Auslegung und Ehrenrettung der hartbeschuldigten Stadt, der Ruf von der schaamlosen Unzucht, die hier geherrscht habe, erneuert und man erinnerte sich gar wohl an die Strafpredigten des Pietro d'Onofrio, der bald nach dem ersten Auftauchen des wiederauflebenden Pompeji verkündigte, Pompeji sei mit Recht, wie einst Sodom und Gomorra, in Feuer- und Schwefelregen untergegangen. Als nun im Mai 1819 der Kaiser und die Kaiserin von Oestreich selbst Pompeji in Augenschein nahmen, konnte der Aufmerksamkeit des Kaisers bei der Sorgfalt, mit der er fast einen ganzen Tag mit dieser Beschauung zubrachte, auch diese Bäckerei mit allen darin befindlichen Gegenständen nicht entgehen. Weitere Belege dazu fand er bei der Beschauung des Museo Borbonico und bei dieser Gelegenheit bemerkte der Herzog von Salerno gegen seinen Schwiegervater, der dabei gegenwärtige Cavaliere Arditi habe zur Beseitigung alles bösen Verdachts über dergleichen priapische Figuren eine Abhandlung über den Fascinus geschrieben, die aber nicht gedruckt worden sei. Arditi schickte die Handschrift dem Kaiser, und erhielt einen Brillantring mit der Chiffre dafür. Indeß blieb diese literarische Curiosität auch jetzt noch ungedruckt. Kurz vor dem Tode des vorigen Königs ließ sich der jetzige, damals noch Prinz von Calabrien, von Arditi im Museo Borbonico herumführen. Der vielbesprochene Phallus aus der Beckerwohnung in Pompeji war hier aufgestellt. Da gab der Prinz den guten Rath, ein eignes, nur mit besonderer Erlaubniß zu öffnendes Zimmer (Stanza degli oggetti riservati), in welches allein Personen von gesetz-

tem Alter und moralischen Grundsätzen der Zutritt zu gestatten sei, dort einzurichten. Seitdem sind alle diese ärgerlichen Gegenstände dem Auge des Publikums entzogen worden. Aber auch Arditi's Abhandlung erschien mit vielen Abschweifungen und citatenreichen Anmerkungen im Spätsommer dieses Jahres*) und kein Witzling oder Spottvogel wird sich nun gelüsten lassen, die dort beim Becker wohnende Felicitas für eine willfährige Fornarina mit dem Abzeichen ihres Gewerbes noch ferner zu halten. Der jetzt unter Schloß und Riegel gelegte Phallus ist — wer wird noch zweifeln — nichts als ein harmloser Arzt gegen das neidische böse Auge für das

*) Il fascino e l'amuleto contro del fascino presso gli antichi, illustrazione di un antico basso-rilievo rinvenuto in un forno della città di Pompei, diston del Cav. Arditi. (ohne die Vorrede 46 S. in gr. 4.) Napoli, dalla stamperia reale 1825. Die Schrift ist bis jetzt noch nicht in den Buchhandel gekommen, sondern bloß verschenkt worden, und dem Staatsminister Ruffo zugeeignet. Was den dort S. 15. auch gelehrt behandelten famösen deus Crepitus anlangt, so sind die schon durch Montfaucon (T. II. P. II. pl. 136, 6.) publizirten kleinen Bronzen ganz echt, und allen Spöttern und Nasenrümpfenden Lachern zum Trotz stehe die Bemerkung hier, daß ich mich durch die Güte eines Freundes, der mir das Figürchen aus Italien mitbrachte, selbst im Besitz einer kleinen Bronze der Art befinde, die ganz gewiß als Amulet gegen das böse Auge getragen worden ist. Sie soll meinen Erläuterungen zu Millingens Bas-Relief beigegeben werden. Das: turpe est difficiles habere nugas, läßt sich kein wahrer Antiquar anfechten.

Kind in der Wiege und den siegenden Feldherrn auf dem Triumphwagen, indem er beiden als Entzauberungsmittel angehangen wurde. *)

II.

Alle sich in Italien aufhaltende deutsche Gelehrte und Reisende sprechen mit größter Achtung von dem Cavaliere Michele Arditi und seiner Gelehrsamkeit. Er läßt den deutschen Alterthumsforschern die vollste Gerechtigkeit widerfahren. Man darf nur in der vorhin angeführten Schrift (S. 26.) die Lobrede auf die Wiener Numismatiker von Frölich bis auf den jetzigen Director des kaiserlichen Museums, den Herrn v. Steinbüchel, lesen! Möchte nur dasselbe auch von Arditi's Collegen, Don Rafaele, Vicedirettore dei scavi di Pompeji gesagt werden können. Als ein deutscher Reisender sich im August d. J. in Pompeji von ihm herumführen ließ, und beim Anblick zweier, in einer Küche angemalten Schlangen die Bemerkung hinwarf: Saronno stati i dei Lari, rief jener mit großer Zuversicht: Si, si, i dei ladri, i dei ladri. Er kennt also nur die ladri, nicht die lari.' Als sie nach beendigter Wanderung zur Landstraße hinauskamen, sagte er: Eccoci sulla via Appia. Der Reisende: Ma che diavolo cosa volete qui colla via Appia? Er: dunque non sapete cosa vuol dire via Appia? Der Reisende bittet um Erklärung. Da setzt er mit feierlichem und belehrenden

---

*) Fascinus, Imperatorum quoque, non solum infantium custos — medicus invidiae. Worte des Plinius XXVIII, 4. f. 7.

Tone hinzu: Via Appia vuol dire in Italiano strada carozzibile!! „Darnach, schreibt der Freund, der dieß erzählt, mögen Sie den Zustand der Gelehrsamkeit, die bei dieser Ausgrabung die Aufsicht führte, ermessen.“

III.

Herodot und die Alten sprechen oft von einem Neid der Gottheit. Sollten wir doch fast glauben, daß etwas der Art wirklich im Spiel gewesen sei, als seit Bonapartes Streifzug nach Oberägypten dort die unglaubliche Trümmerherrlichkeit der Bau- und Bilddenkmale aus der frühesten Sesostriden- und Pharaonenperiode, die Tempelruinen und Königsgräber, zuerst wirklich zugänglich gemacht wurden. Nur mit grollendem Unwillen ließen sich die an den Pforten des Todtenreichs Wachehaltenden Osirisdämonen, die Schakals, die wir als Wächter von jenen Mumien abgebildet sehen, ihre seit Jahrtausenden treu bewahrten Geheimnisse und Denkmäler entreißen. Wie oft könnte man bei allen den Schätzen und antiquarischen Schaustücken, die seitdem in ganzen Massen in die königlichen Sammlungen und Nazionalmuseen Europens gebracht worden sind, jenen Horazischen Vers auf die nimmersatte Habsucht parodirend anwenden:

Und dem verstümmelten Gut fehlet, ich weiß
nicht, wie viel! *)

So war es doch wirklich eine kleine Tücke des hier waltenden Geschickes oder Ohngefährs, daß bei dem ersten Hauptfund der dreiseitigen Inschrift von Rosette,

---

*) Curtae nescio quid semper abest rei.

welche während der französischen Expedition dort gefunden, später aber von den Engländern in Besitz genommen und ins Britische Museum gebracht wurde, von dem Dreieck, welche das Decret der Priester auf den Ptolemäus Epiphanes in der Hieroglyphenschrift enthielt, gerade der Anfang, welche so wie die demotische und griechische Schriftseite die allein zu sichern Resultaten führenden Eigennamen enthielt, abgebrochen und damit der einzige hier sicher anzuwendende Schlüssel zur Entzifferung der Hieroglyphen selbst verloren gegangen war. Erst später konnte der unermüdete D. Young in England, welcher durch seine muthmaßliche Uebersetzung der enchorischen oder demotischen Schrifttafel ohnstreitig vor den Champollionischen Versuchen das Prioritätsrecht behauptet*), durch einen auf der Insel Philä im Nil gefundenen Obelisk, welchen der gelehrte Letronne erläuterte, durch das Herausbuchstabiren des wichtigen Namens Kleopatra jenen Mangel an der Rosettischen Hieroglyphentafel in etwas ersetzen.

*) Young's erster Versuch erschien schon 1816 im Maistück des Museum Criticum n. 6. Darauf gründet sich der unbezweifelte Anspruch desselben auf das Vorrecht, vor Champollion dem jüngern die Lesbarkeit der Hieroglyphen als phonetischer Schrift angedeutet zu haben, worauf sich jetzt die Briten gegen die Franzosen berufen, obgleich am Tage liegt, daß Champollion seinen Weg selbstständig ging, und durch eigenen Scharfsinn zu eigenen Resultaten gelangte. Es ist lehrreich, in dieser Rücksicht einen hochfahrenden englischen Kritiker in dem seit Anfang dieses Jahres bei Baldwin in London monatlich erscheinenden Westminster Review vom Juli, S. 40 — 60 in

Der bekannte, seine Unbedachtsamkeit im Vorzeigen seiner mühsam erworbenen orientalischen Kunst- und Literaturschätze in der syrischen Wüste mit dem Leben bezahlende Seezen hatte für das Museum seines gnädigen Gönners, des Herzogs August von Gotha, weit Herrlicheres in Aegypten zusammengebracht und über Triest versendet, als je in Gotha angekommen oder nun durch den wackern Kosegarten untersucht worden ist. Nur Einiges konnte dem schmutzigen Eigennutz gewissenloser Unterhändler durch die angestrengtesten Bemühungen des wahrhaft uneigennützigen Herausgebers der nur zu lang schon unterbrochenen Fundgruben des Orients, des K. K. Hofraths v. Hammer, entrissen, und dem wahren Eigenthümer, dem Herzog, vindicirt werden.

Welch ein Unstern waltete ferner über einen großen Theil des herrlichen Kunsterwerbs, welchen der General von Minutoli auf seiner ägyptischen Reise 1820 und 1821 mit einer ihm eigenen Spür- und Thatkraft und

einem Aufsatz: Dr. Young's and Champollions System of phonetic Hieroglyphics mit großer Einseitigkeit und Parteilichkeit für Young sein Urtheil abgeben zu hören, und damit des eben so einsichtsvollen als unbefangenen Professors Kosegarten (jetzt in Greifswalde) klare und gründliche Beurtheilung der 4 Hauptschriften von Young und Champollion in dem an gediegenen Gesamtrecensionen so reichen Hermes XXIII. S. 274 — 305 zu vergleichen, wobei die einfache Zugabe Einer lithographischen Tafel alles ins Licht setzt. Doch dürfen wir auch Ottfried Müllers wohl erwogene Anzeigen im Juli und August der dießjährigen Göttinger Anzeigen hier nicht mit Stillschweigen übergehen.

mit Mitteln, die man verhältnißmäßig nur gering nennen kann, in Alexandrien und Kahira zusammengekauft, und für Berlins Museum bestimmt hatte! Wie viel verschlang das unersättliche Meer von dem, was Jahrtausende in den Tempeln und Gräbern verborgen und unangetastet gelegen hatte! Mit tiefer Wehmuth lieset man in einer vom Professor Levezow gegebenen Anzeige *), wie viele ganz mit Hieroglyphen bedeckte Kanopen, bemalte Kästen, Isistafeln, Thiermumien, Denksteine, Gemälde und Wandstücke (überhaupt alles, was wegen Gewicht und Umfang dem kostbaren Transport zu Lande nicht anvertraut wurde) auf dem von Triest aus im März des Jahres 1822 damit befrachteten Schiff hart am Eingang in die Elbe, in einem Sturm auf der Nordsee, zwischen Helgoland und Kuxhaven auf immer in den Tiefen des Meeresbodens begraben worden ist, von wo sie, da es keine pesos duros in einer bei Vigo untergegangenen Gallione sind, wohl schwerlich eine Taucherglocke wieder auffischen dürfte. Addunt avaro divitias mari!

Und haben nicht auch andere Wegführungen ägyptischer Alterthümer jenen neidischen Mächten ihren Zoll entrichten müssen! Man erinnere sich aus Belzoni's Reisen, wie viel der kühne Gräbereröffner von seiner Ausbeute, die er doch gern ans Britische Museum verhandelt oder in seiner ägyptischen Halle in London ausgestellt hätte, an den Ufern des Nils mit sehnsüchtigem

*) Im ersten Nachtrag über die K. Pr. Sammlungen aller Künste in der Amalthea. Th. III. S. 214 ff.

Rückblick zurücklassen mußte? Und wenn, dem alten Fabelglauben zufolge, tief im Binnenlande Libyens im See Triton ein wunderbarer Dämon hausete, der eifersüchtig über die Geheimnisse dieses Landes wachte; so mußte ja wohl der unerschrockene und glaubhafte Belzoni noch wegen seiner Entdeckung in Oberägypten büßen, als er bei seiner großen Entdeckungsreise im innern Afrika dort als Opfer seines Eifers fiel. Wir wünschen, daß wenigstens dem trefflichen Rüppel, der noch immer fortfährt, aus Aegypten und den angrenzenden Ländern das vaterländische Museum (oder Bibliothek, wenn anders diese schon ihr neues Lokal ganz angewiesen erhielt?) zu bereichern, nie ein mißgünstiger Dämon der Art begegnet seyn möge.

Ganz Europa ist jetzt voll vom ägyptischen Museum des Königs von Sardinien in Turin. Der gelehrte Aufseher desselben, der Ritter San Quintino, hat uns bereits mit einzelnen Sendschreiben über die Bezeichnung der Zahlen in der Hieroglyphenschrift, und über die Scarabäen als currente Münze unter den Pharaonen mit den Namen der Herrscher auf der glatten Scarabäenfläche überrascht. *) Der gelehrte Peyron hat daraus 14 griechische Inschriften auf Papyrusrollen,

*) Beide Abhandlungen erschienen zuerst im Januar 1825 einzeln gedruckt in Turin, (vergl. Dresdner artistische Notizenblätter von 1825 Nr. 10.), dann aber als die 6te und 7te Abhandlung in den später in der Königl. Druckerei zu Turin erschienenen Lezioni intorno a diversi argomenti d'Archeologia scritte negli anni 1824 e 1825 dal. Cav. di S. Quintino (in 4.) S. 179 — 203.

und Champollion der Jüngere mehrere Sendschreiben darüber herausgegeben. Unser Professor Seyffarth in Leipzig tritt, durch ein Königl. Reisestipendium von 400 Thlr. dabei unterstützt, eben jetzt seine literarische Wallfarth dahin an, und darf hoffen, in jenem ägyptischen Museum die volle Bestätigung des von ihm gefundenen Schlüssels zur Hieroglyphenschrift in dem so eben fertig gewordenen Rudimentis Hieroglyphices (Leipzig, bei Ambr. Barth *) durch das ungehinderte Studium der im Turiner Museum bewahrten Denkmäler zu finden. Allein wie sehr würde man sich irren, wenn man glauben wollte, daß der Verkäufer jener Schätze, die sich Paris auf eine so unbegreifliche Weise entgehen ließ, der Consul Drovetti alles mit Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit abgeliefert, und daß nicht auch bei der Verpflanzung derselben in das dafür bestimmte Museum ein widriges Geschick gewaltet hätte. Denn man höre nur, was ein deutscher Augenzeuge, der die Sammlung im Junius d. J. sah, mit tiefem Leidwesen darüber berichtet, und wie so viele der unschätzbaren Schätze durch Drovetti's unverantwortliche Lüderlichkeit im Einpacken, und durch das tölpische Fort-

*) Man ist zu ungemeinen Erwartungen berechtigt, wenn man erfährt, daß in den dazu lithographirten alphabetischen Tafeln allein die Bedeutung von mehr als 3000 Hieroglyphenzeichen bestimmt worden ist, und daß selbst die hartnäckigsten Zweifler durch den Anblick des Alphabeti comparativi auf der XXXVI. Tafel überzeugt wurden.

schleppen der Träger verloren gegangen sind. *) Möge nur die herrliche Sammlung, welche der Mailänder Castiglione während eines 17jährigen Aufenthalts in Aegypten mit seltner Beharrlichkeit erwarb, und die nun von der Petersburgischen Akademie der Wissenschaften für 40,000 Rubel angekauft worden ist, (sie besteht aus 1200 Stücken, worunter zwei große Mumien, 3 Statuen und 25 Gemälde sich befinden) nachdem sie wirklich auf einem schwedischen Schiff in Petersburg angekommen ist, am Ort ihrer Bestimmung ein günstigeres Schicksal haben!

Und ist nicht der allgemein betrauerte, frühe Tod des Professor Spohn in Leipzig selbst auch unter die Unfälle zu zählen, wodurch die gehofften Aufschlüsse über die Hieroglyphenräthsel wenn auch nicht ganz vereitelt, doch vielfach unterbrochen und dann Sache eines andern geworden sind, der wenigstens Spohn's eigenthümliche Forschungen fortzusetzen sich nicht sehr aufgeregt fand. Wie bekannt, erschuf sich Spohn durch eignes mühsames Forschen die Mittel zur Entzifferung der hieratischen Schrift und der davon ausgehenden Vermuthung, daß auch die eigentliche Hieroglyphe rein phonetisch sei. Die Inschrift von Rosette war ihm der Faden der Ariadne aus diesem Labyrinth. Nachdem er sich daraus eine eigene Sprachlehre und ein besonderes Glossarium gebildet hatte, reisete er nach Berlin, und fand auf den dorti-

*) Man sehe den Auszug des aus Mailand geschriebenen Briefs des Herrn v. Hammer, in der Amalthea Th. III. S. XXXIX.

gen Papyrusrollen volle Bestätigung. Und als er nun Hand an sein Werk de lingua et literis veterum Aegyptiorum legte, mehrere Tafeln bereits lithographirt, und die schmeichelhafteste Aufmunterung und Billigung im In- und Auslande erhalten hatte, raffte ihn der Tod plötzlich im 30sten Jahre seines thätigen Lebens, das stets einem Kampf glich, mitten aus seinen Vorarbeiten von der Seite einer geliebten Braut weg. *) Die alten Aegyptier würden in der Sprache ihrer Todtenliturgie gesagt haben: Osiris berührte ihn, und wird ihm in dem Schattenreiche, im Amenophis, den kühlenden Trank reichen.

Indeß spielte doch auch hier, wo so vieles misrieth, ein glückliches Ohngefähr sein wunderbares Spiel. Denn ist es nicht mehr als überraschend, daß von demselben ägyptischen Kaufbrief, wovon D. Young zuerst in der Sammlung des Herrn Grey in Oxford eine griechische Abschrift, und dann unter den Pariser Papyrusrollen die demotisch geschriebene Originalacte dazu entdeckte, Prof. Kosegarten im September 1824 unter den vom General von Minutoli erworbenen ägyptischen Rollen einen zweiten ägyptischen Text desselben Documents einer im Leib der Mumie aufbewahrten Zollacte beigeschrieben

*) Der ausführlichste Beleg zu allem, was wir hier über den frühen, so viel schönbegonnenes unterbrechenden Tod Spohn's berührt haben, giebt die von seinem Nachfolger in diesen Forschungen Prof. Seyffarth geschriebene Vita Spohnii im ersten Theil des nach Spohns Tod erschienenen Werks de lingua et literis Aegyptiorum.

fand.*) Aber um so gerechter ist auch das von Ottfried Müller in Göttingen schon ausgesprochene Bedauern**), daß unser wackerer Spohn mit Hülfe dieser ihm nun offen stehenden Vergleichung nicht noch zu festern Ergebnissen in seinen Forschungen gelangen konnte.

Böttiger.

(Die Fortsetzung folgt.)

IX.

Ein Besuch bei Dénon im Jahre 1818.

Aus Dibdin's bibliographical, antiquardan and picturesque tour. Vol. II. p. 453 ff.

Die ganze Welt hat von dem berühmten Dénon und von seinem großen und kostbaren Reisewerke über Aegypten***) gehört, welches in Hinsicht der Kunst eines der geschmackvollsten Erzeugnisse seiner Art ist. Aber

*) Man höre Prof. Kosegarten dieß alles selbst erzählen in Hermes, Th. XXIII. S. 298 ff.

**) Göttinger Anzeigen von 1825 Nr. 123.

***) Voyage dans la basse et la haute Egypte, pendant les campagnes du général Bonaparte. Paris, Didot aîné, an X. (1802), gr. Fol., 2 Bände mit 141 Kupfern. Zugleich erschienen kleinere Ausgaben des Textes in einem Quartbande und in drei Duodezbänden, beide mit einem Atlas in Folio. Noch in demselben Jahre veranstaltete Peltier

sein Verfasser hat noch andere Ansprüche auf Beachtung und allgemeinere Bekanntheit. Er war der nähere Freund Napoleons, und zuverlässig auch sein vertraulicher Rathgeber bei denjenigen Plänen und Entwürfen, welche sich auf Erwerbung von Gemälden und Statuen bezogen. *)

---

einen Londner Nachdruck (2 Bände in 4. mit Atlas in Folio), in welchem der Text häufig verbessert, neu angeordnet und mit einem Anhange mehrerer Berichte und Memoiren von andern Theilnehmern an der Expedition vermehrt worden ist. Aber das Aeußere dieser Ausgabe ist mit der Eleganz der Pariser nicht zu vergleichen, und statt 141 Kupfern enthält sie blos 60. Der Atlas dieser Ausgabe wurde in demselben Jahre auch mit einer engl. Uebersetzung (von Aikin) dieses neuen Textes ausgegeben. Hiernach sind die Unrichtigkeiten in Nr. 5985 meines Lexikons zu verbessern. E.

*) Bei den Bücherrequisitionen war er nur Commissär der Kaiserlichen Bibliothek, von welcher er mit Noten versehen wurde, die theils die Desiderata jener Sammlung enthielten, theils auf die besondern Schätze einzelner Etablissements sich bezogen. Auch der Unterrichtetere muß in diesen den Scharfblick und die ausgebreitete Kenntniß des gelehrten Vanpraet bewundern; denn es kann wohl keinem Zweifel unterworfen seyn, daß sie, wenigstens zum größern Theile, von diesem Muster eines Bibliothekars ausgingen. Welcher reiche Gewinn für diesen Beruf würde es nicht seyn, wenn der Vielerfahrne und Reichbegabte uns einst durch bibliothekarische Memoiren, wie nur Er sie schreiben kann, für die Entbehrungen entschädigte, über welche man bei der Seltenheit seiner schriftstellerischen Mittheilungen zu klagen berechtigt ist. — In Wolfenbüttel hat übrigens Dénon, so viel

Es ist unleugbar, daß er sich bei diesem Geschäft mit großer Gewandheit zu benehmen wußte; mit welcher Rechtlichkeit, wollen wir hier nicht untersuchen. Daß er es ungeachtet seines, über das sechzigste Lebensjahr vorgeschrittenen Alters wagen durfte, sich mit seinem Herrn zur Expedition nach Aegypten aufzumachen, zeigte von seiner Kräftigkeit und guten Natur; aber auch Europa hat er in allen Richtungen durchstreift. Der Zutritt, welchen er auf diesen Reisen zu Privat- wie zu öffentlichen Sammlungen fand, blieb für seinen Geschmack und seinen Unternehmungsgeist nicht ohne eignen reichen Erfolg.

Seine Wohnung an dem Quai Malaquais ist der Vereinigungspunct aller Engländer, welche auf Geschmack Anspruch machen und sich durch achtbare Empfehlungsschreiben auszuweisen erwägen. Ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß niemand die Beschwerlichkeiten, welche mit einer solchen offnen Haushaltung öfters verbunden sind, mit mehr Gewandheit und guter Laune zu ertragen weiß, als Baron Dénon. Seine Hauptzimmer fand ich bisweilen von meinen Landsmän-

---

der Herausgeber weiß, zur Strenge seiner Instructionen nichts Eignes hinzugethan. Freilich aber fand er dort in dem sel. Langer einen Bibliothekar vor, wie er, wenigstens in Deutschland, wenige gefunden haben mochte — einen Zögling der ältern französischen Bibliographenschule, einen Vertrauten von Mercier de St. Leger und Girardot de Préfond, und zugleich einen treuen und festen Beamten, der nur erst der äußersten eisernen Nothwendigkeit wich. E.

nern und Landsmänninnen ganz angefüllt, und da ich einmal selbst, durch einen bloßen Zufall, an der Spitze von 22 Engländern stand, unter denen sich drei Officiere und mehrere Mitglieder beider Universitäten befanden, so bestand seine ganze Rüge darin, daß er mich bei dem Eintritt bei Seite zog und mir ruhig sagte: Mon ami, quand vous viendrez une autre fois, ne commandez pas, je vous prie, une armée si nombreuse. Je m'imaginais encore en Egypte. Allerdings war ich selbst in ziemlicher Verlegenheit, als ich eine gleiche Anzahl britischer Schaulustiger bereits vorfand. Und doch begnügte sich Dénon nur mit diesem Verweise meiner Indiscretion.

Schon zweimal hatten wir Besuche und Karten gewechselt, ehe wir uns trafen. Dénon's Karte war durch ihre einfache und ungezierte Bescheidenheit der Aufbewahrung werth. Man kann daraus, daß auf ihr blos das Wort DENON steht, folgern, daß es nur Einen Dénon giebt. Der Besitzer der Sammlung, welche ich zu beschreiben mich anschicke, ist in Hinsicht seiner Jahre allerdings un peu passé; aber er hat ein munteres und gesundes Aeußere, kleine, graue, glänzende Augen und einen wohl gestalteten weißen Kopf. Sein Anzug ist gewöhnlich schwarz, und immer der eines Gentleman. Sein Körper ist wohl gebaut und mittler Größe; sein Schritt leicht und fest zugleich. In seinem Benehmen hat er viel Einnehmendes. Des Englischen ist er unkundig, und spricht und ließt es nicht. Ein Freund hatte ihm eben einen englischen Brief gebracht, welchen ihm eine Dame aus unsrer Gesellschaft dol-

metschte, und zum Dank dafür schloß sich Dénon, welcher für den Verfasser jenes Briefes stets eine hohe Achtung zeigte, während unsers Besuchs besonders an diese Dame an. Allerdings muß ich gestehen, daß diese Dame sich auch durch sehr verständige Urtheile über die Sammlung auszeichnete und empfahl.

Doch zu dieser Sammlung selbst! Man steigt eine hohe und bequeme Treppe, wie sie in Paris nicht eben häufig vorkommen, hinan, und bleibt im ersten Stockwerk, was eine neue, in Paris ziemlich seltne Bequemlichkeit ist, da dort sonst die gewöhnliche Antwort des Bedienten auf die Frage nach der Wohnung ist: Donnez-vous la peine de monter au second oder au troisième oder wohl auch au quatrième. Die Sammlung ist in ungefähr einem halben Dutzend geräumiger, luftiger und wohlbesetzter Zimmer aufgestellt, deren meiste Fenster auf die Seine gehen. Das erste Zimmer enthält eine vermischte Sammlung bronzner Büsten und Gemälde von Teniers, Watteau und der neuen Pariser Schule. Unter diesen zeichnet sich der Watteau mehr durch seine Größe, als durch gelungene Ausführung aus. Die beiden Teniers sind zwar nur leicht hingeworfene Skizzen von Ferkeln und Eseln, aber doch immer ein paar Stücke, deren Besitz wohl wünschenswerth ist. In einer Ecke des Zimmers steht in einem Glasschranke eine weibliche Mumie, deren Umhüllung besonders in einem Korbe aufbewahrt ist. Sie soll eben so kostbar als selten seyn. Herr Dénon zeigte uns den einen Fuß dieser Mumie, welcher blos aus Knochen und Muskeln bestand, mit einer befremdenden Freude und

Genugthuung, und erklärte ihn für eben so schön, als der der Mediceischen Venus sei.*) In solchen Dingen darf man freilich über den Geschmack nicht streiten. Unter den Büsten befindet sich eine von West**), von Neckar gearbeitet, und eine andre, welche Dénon selbst vorstellt. Das zweite Zimmer enthält eine wirklich überraschende Sammlung von Phönicischen, Aegyptischen und andern orientalischen Curiositäten, und in der Ecke zur linken Hand findet sich eine Reihe kleiner Schubkästen mit interessanten Medaillen auf berühmte Personen aller Classen, vorzüglich des sechszehnten Jahrhunderts. Ueber ihnen hängt ein Portrait des Besitzers der Sammlung. Die Gegenstände, welche dieses Zimmer erfüllen, sind von einem sehr mannichfaltigen Interesse. Ueber dem Camin stehen einige Büsten, von denen die merkwürdigsten die von Petrarca (in Bronze) und von Voltaire (in terra cotta) sind. Beide sind in Lebensgröße. Petrarca erscheint hier als ein so wenig versprechender

---

*) Als der Herausgeber diese Stelle zum erstenmal las, erinnerte er sich unwillkührlich an die ihm, dem Laien, schauderhafte Verzückung, mit welcher ihm vor sechzehn Jahren ein enthusiastischer Freund der Anatomie auf der Universitätsbibliothek zu Wittenberg das Muskelskelet eines sächsischen Gardisten zeigte, und dasselbe in ähnlicher Unbefangenheit des Apollo von Belvedere würdig erklärte. Man mußte vorher die angebliche Geschichte des schnell dem Leben entrückten Mannes sich haben erzählen lassen, um einen solchen Widerspruch mit dem: Didicisse fideliter artes, in seiner ganzen Stärke zu fühlen. E.

**) Dem berühmten englischen Maler. E.

Bursche, daß man sich kaum wundern darf, wenn Laura seine Neigung nicht erwiederte.*) Die Voltaire'sche Büste frappirte mich durch ihre vollkommene Aehnlichkeit mit dem Originale. Sie ist sehr ausdrucksvoll, und ein wunderbares Gemisch von Bösartigkeit, Witz und Genie.

Das größte und glänzendste Zimmer ist das dritte, welches mit Gemälden angefüllt ist. Unter diesen ist der kleine runde Guercino, der eine heilige Familie darstellt, nach meinem geringen Urtheil so viel werth, als alles Uebrige. Der Ruysdael und Both sind von sehr untergeordnetem Werthe. In der Nähe des Camins zieht uns eine kleine bronzene Statue von Napoleon in ganzer Länge mächtig an. Er lehnt an einem Tische und hat sein Haupt auf den rechten Arm gestützt. Auf dem Tische liegen einige Karten und ein paar Compasse, und, wie es scheint, ist er in seiner Cajüte auf seiner Fahrt nach Aegypten vorgestellt. Ob es wohl in derselben Stellung eine ähnliche Darstellung von seiner Rückkehr geben mag?**) Indessen muß man gestehen, daß die Arbeit bewundernswürdig ist. In demselben Zimmer befindet sich auch, wo ich mich recht erinnere, ein colossaler Kopf des Ex-Kaisers, in weißem Marmor von Canova gearbeitet. Ob er gleich als junger Mann dar-

---

*) Wahrscheinlich nach dem Gemälde von Guariente, von welchem sich vor Marsand's Prachtausgabe des Petrarca ein trotz aller Kunst das Dibdin'sche Urtheil nicht widerlegender Nachstich befindet. E.

**) Eine höchst unnöthige Frage eines Stock-Engländers! E.

gestellt ist, so erscheint er doch mit ziemlich eingefallenen Wangen. Als Gegenstück finden sich hier die Büsten Ludwigs XVIII. und des Herzogs von Berry; sie sind aber nur von Gyps. Zugleich findet man ein in Oel gemaltes Portrait von Dénon selbst.

Das enge und einem boudoir gleichende Gemach, in welches man von hier aus gelangt, enthält nach meinem Urtheil die interessantesten und kostbarsten Kunsterzeugnisse, deren sich der Baron rühmen darf. Hier findet man Leistungen der frühesten wie der spätern Malerschulen, von Giotto und Cimabue an bis zur modernen Darstellung einer Kindergruppe von einem verstorbenen französischen Künstler herab, grade bis zur Zeit unsers Reynolds, dessen Manier dieses Gemälde ungemein ähnelt. Von den Erzeugnissen der frühern Schulen sprach mich am meisten ein von Antonello da Messina, einem Schüler Johann von Eyk's, im 15. Jahrhunderte gemaltes Portrait des kunstreichen Medailleurs Victor Pisani an. Es ist so naturgetreu und ausdrucksvoll, daß ich mich nicht von ihm trennen konnte. „Ists möglich, eine Copie dieses Gemäldes zu erhalten?" fragte ich den Besitzer. — „Ich merke wohl", erwiderte er, „daß Sie die Copie in Ihr Vaterland mit hinüber zu nehmen und sie dort stechen zu lassen wünschen." — „Höchst wahrscheinlich", war meine Antwort. — „Sie steht zu Ihren Diensten; Herr Laurent wird sie vortrefflich copiren." Kaum wußte ich, wie ich Herrn Dénon gnügend danken sollte. *)

*) Ein vortrefflicher Stich von J. Thomson steht im englischen Original dieser Seite gegenüber. E.

Es war noch ein andrer weiblicher Kopf im Profil, von Masaccio gemalt, vorhanden, der sehr ausdrucksvoll war — aber non omnia possumus omnes! „Nicht wahr", fragte der Besitzer, „Sie wünschten auch von diesem Portrait einen Stich zu haben? Aber ich habe ihn schon selbst bestellt. Denn alles, was Sie in diesen Zimmern sehen, selbst mit Einschluß Ihres geliebten Pisani, soll zum Behuf einer Beschreibung meiner Sammlung lithographirt werden." Nach dieser Erklärung gab ich freilich Acht auf das, was ich that oder sagte. — „Indessen", erwiderte ich, giebt es noch Einen Gegenstand in dieser Sammlung, von welchem es mir bei der Mannichfaltigkeit, in welcher ich ihn dargestellt finde, wohl verstattet seyn wird, eine Copie nehmen zu lassen?" — „Welcher wäre dieser?" — „Ein Portrait von Ihnen selbst nach der Marmorbüste, oder nach dem Gemälde in Oel oder in Email." — „Wählen Sie selbst", erwiderte er, „faites ce que vous voulez" — und so wurde ausgemacht, daß Herr Laguiche eine Zeichnung von der Büste in weißem Marmor, die ihm in der That sehr ähnlich ist, machen sollte. Die Büste selbst ist, wenn ich mich recht erinnere, von Bosio gearbeitet. *) In ihrer Nähe hängt ein großes und schönes Portrait Dénon's in Email von Augustin; vielleicht das vollendetste Erzeugniß dieses französischen Künstlers. Dénon erscheint hier mit allen seinen Orden; aber er

*) Ein sauberer Nachstich von J. Agar ist im Dibdin'schen Werke S. 459 als Vignette gegeben. Auch bei einigen vom Verfasser verschenkten Exemplaren des Werks über Aegypten findet sich ein schönes Portrait Dénon's. E.

ist in frühern Jahren dargestellt, als seine Wangen noch voller und seine Augen noch feuriger waren.

In demselben Zimmer sieht man eine aus Aegypten gebrachte und ziemlich vollständige Papyrusinschrift, so wie überhaupt die hier befindlichen Merkwürdigkeiten aus diesem Lande, wie man leicht denken kann, zahlreich und werthvoll sind. Dénon's Büste gegenüber ist eine bronzene von Napoleon, und über der letztern ist ein kleines ausdrucksvolles Gemälde von Lucas Cranach, einen Bettler vorstellend, der eine Frau um Almosen anspricht. Herrn Dénon's Sammlung der Kupferstiche Rembrandt's soll ihres gleichen nicht haben.

Um den Camin des vierten Zimmers herum hängt eine Menge kleiner erlesener Gemälde. Vorzüglich sind zwei kleine Watteau's köstlich, aber sie werden nach meinem Gefühl von einem sehr kleinen Sebastian Bourdon, der eine heilige Familie vorstellt, noch verdunkelt. In einer Ecke, zu sehr im Dunkeln, befindet sich ein feines und ausdrucksvolles kleines Profilportrait von Parmegiano, welches, so viel ich weiß, noch nicht gestochen ist. Außerdem bemerkte ich einige kleine alte Bronzen und ein oder zwei Gemälde in Email von Petitot.

Das fünfte Zimmer, welches sein Arbeitszimmer ist, ist mit vielen und guten neuern Gemälden angefüllt, und in dem etwas leeren sechsten finden sich blos Kupferstiche, unter ihnen mehrere Erzeugnisse von Herrn Dénons eignem Grabstichel nach Rembrand und Paul Potter.

X.

Händels Testament,

ausgezogen aus der Registratur des Prärogativ-Gerichtshofes von Canterbury.

(Mitgetheilt vom Amtsphysicus D. Hedrich in Frauenstein.)

Im Namen Gottes, Amen. Ich, Georg Friedrich Händel, mache in Betracht der Ungewißheit des menschlichen Lebens dieses mein Testament in folgender Art, nämlich:

Ich schenke und vermache meinem Bedienten Peter Leblond meine Kleider und Wäsche nebst 300 Pfd. St. und meinen andern Domestiken ein Jahr Lohn.

Ich schenke und vermache Herrn Christoph Smith mein großes Clavier, mein kleines Pedal, meine Musikbücher und 500 Pfd. St.

Ich schenke und vermache meinem Vetter Christian Gottlieb Händel in Copenhagen 100 Pfd. St.

Desgleichen schenke und vermache ich Herrn Jacob Hunter 500 Pfd. St.

Desgleichen meinem Vetter M. Christian August Roth zu Halle in Sachsen 100 Pfd. St.

Desgleichen meiner Muhme, der Wittwe des Pastor Georg Faust zu Giebichenstein bei Halle in Sachsen 300 Pfd. und jedem ihrer 6 Kinder 200 Pfd. Den ganzen Rest und Rückstand meines Vermögens in Bankannuitäten von 1746, und welcherlei Gattung und

Gestalt es sonst seyn möge, schenke und vermache ich meiner lieben Nichte, Johanne Friederike Flörchen zu Gotha in Sachsen, geborner Michaelson aus Halle, welche ich zum Hauptexecutor dieses meines letzten Willens ernenne.

Zu Zeugniß dessen habe ich hierunter meine Handschrift gesetzt. Den 1. Junii 1750.

Georg Friedrich Händel.

Ich, Georg Friedrich Händel, mache dieses Codicill zu meinem Testament:

Ich schenke und vermache meinem Bedienten Peter Leblond 200 Pfd. nachträglich zu dem ihm in meinem Testamente bereits ausgeworfenen Legate.

Ich vermache dem Herrn Christoph Smith 1500 Pfd. als Zulage zu dem ihm in meinem Testament bereits bestimmten Legate.

Ich vermache meinem Vetter Christian Gottlieb Händel in Copenhagen 200 Pfd. nachträglich zu dem ihm in meinem Testamente ausgesetzten Legate.

Da mein Vetter M. Christian August Roth gestorben ist, vermache ich seiner Wittwe 200 Pfd., und wenn sie eher, als ich sterben sollte, vermache ich die genannten 200 Pfd. ihren Kindern.

Da die Wittwe und Ein Kind des Georg Faust gestorben sind, so vermache ich jedem ihrer fünf übrig bleibenden Kinder 300 Pfd., statt des ihnen in meinem Testament ausgesetzten Legates.

Ich vermache dem D. Morell in Turnhamgreen 200 Pfd.

Ich vermache dem Herrn Neuburgh Hamilton in der Altbondstraße, der mir in Anpassung des Textes zu einigen meiner Compositionen beigestanden hat, 100 Pfd.

Ich bestimme den Georg Amyand, Esquire, in Lorenz-Pountneichill, Londoner Kaufmann, zum Mitexecutor neben meiner, in meinem Testament erwähnten, Nichte und vermache ihm 200 Pfd., welche ich ihn für die in meinen Geschäften ihm erwachsende Mühe und Sorge anzunehmen bitte. Zu Bekräftigung dessen habe ich mich hier unterschrieben. Den 6. August 1756.

Georg Friedrich Händel.

An demselben Tage desselben Jahres, wo dies Testament geschrieben war, wurde es dem genannten G. F. Händel vorgelesen und in unsrer Gegenwart von ihm unterzeichnet und anerkannt.

Thomas Harris. John Hetherington.

Ich, Georg Friedrich Händel, mache dieß anderweite Codicill zu meinem Testamente, da mein alter Bedienter Peter Leblond letzthin gestorben ist.

Ich vermache dessen Neffen, John Duburk die Summe von 500 Pfd.

Ich legire meinem Bedienten, Thomas Bramwell, die Summe von 30 Pfd., im Falle, daß er sich zur Zeit meines Ablebens noch bei mir befindet und anders nicht. Zu Zeugniß dessen habe ich mich hier unterschrieben. Den 22. März 1757. H.

An dem oben genannten Tage desselben Jahres wurde dies Codicill dem genannten G. F. Händel vor-

gelesen, von ihm unterschrieben und anerkannt in unserer Gegenwart.

Thomas Harris. John Hetchherington.

Ich, Georg Friedrich Händel, mache dieses anderweite Codicill zu meinem Testamente: Da mein Vetter, Christian Gottlieb Händel, gestorben ist, vermache ich seiner Schwester, Christiane Susanne Händel zu Goslar, 300 Pfd. und eben so viel seiner in Pleß bei Tetschen in Schlesien lebenden Schwester.

Ich vermache dem Esquire, John Rich, mein großes Pedal, das im Königl. Theater zu Covent-Garten steht.

Ich vermache dem Esquire Carl Jennens zwei Gemälde: den Kopf eines alten Mannes und der einer alten Frau, von Denner.

Ich vermache dem Esquire Granville die Landschaft am Rhein, von Rembrand, und eine andre Landschaft, angeblich von demselben Künstler, womit er mir vor einigen Jahren ein Geschenk machte.

Ich vermache eine schöne Abschrift von der Partitur und allen Stimmen meines Oratoriums, der Messias genannt, dem Fündlingshospital. Gezeichnet wie oben, den 4. August 1757.

Registratur wie oben, unterschrieben:

Thomas Harris. John Maxwell.

Ich, Georg Friedrich Händel, mache dieses fernerweite Codicill:

Ich vermache den Vorstehern oder Beauftragten von der Gesellschaft zur Unterstützung verarmter Musi-

ker und ihrer Familien 1000 Pfd., um sie auf die zweckmäßigste Weise zu Gunsten der Gegenstände dieses Wohlthätigkeits-Instituts zu verwenden.

Ich vermache dem Esquire George Amyand, einem meiner Testaments-Executoren, 200 Pfd. nachträglich zu dem, was ich ihm schon zuvor bestimmt habe.

Ich vermache dem Esquire Thomas Harris 300 Pfd.

Ich vermache dem Herrn John Hetherington 100 Pfd.

Ich vermache dem Herrn Jacob Smyth, Parfümeur in der Bondstraße, 500 Pfd.

Ich vermache dem Herrn Mathias Dubora, Musicus, 100 Pfd.

Ich vermache meinem Bedienten Thomas Bramwell 70 Pfd., ausser dem ihm zuvor Bestimmten.

Ich vermache dem Esquire Benj. Martyn 50 Guineen.

Ich vermache dem Chirurgus John Belchier 50 Guineen.

Ich vermache allen meinen Kleider- und Wäsch-Vorrath meinem Bedienten John Lebourgk.

Ich vermache dem Herrn John Gowland, Apotheker in der Neu-Bondstraße, 50 Pfd.

Ich hoffe von dem Decan des Westmünstercapitels die Erlaubniß zu erhalten, in der Westmünster-Abtei begraben zu werden, auf stille Weise nach der Anordnung meines Testaments-Mitvollstreckers, Herrn Amyands, und ich wünsche, daß demselben gestattet werden möge, daselbst ein Denkmal für mich zu errichten und daß zu diesem Zweck eine Summe, die nicht 600 Pfd. überschreiten soll, nach der Anordnung des genannten Mitexecutors verwendet werde.

Ich vermache der Madam Palmer in Chelsea, Witwe des Herrn Palmer daselbst, ehedem in der Chapel-Straße, 100 Pfd.

Ich vermache meinen beiden weiblichen Domestiken jeder ein Jahr Lohn über das, was ihnen zur Zeit meines Todes zukommt.

Ich vermache der Frau Mayne in Kensington, einer Witwe, Schwester des verstorbenen Herrn Batt, 50 Guineen.

Ich vermache der Frau Donnelan 50 Guineen.

Ich vermache dem Herrn Reiche, Secretair für die Hannöverschen Angelegenheiten, 200 Pfd.

Zu Zeugniß dessen habe ich Namensunterschrift und Siegel beigefügt. Den 11. April 1759.

G. F. Händel.

Registratur wie oben.

Unterz. A. S. Rudd.
J. Christopher Smith.

Obige Testaments-Abschrift wurde vor mehrern Jahren von einem Rechtsgelehrten aus London bezogen, weil sich die Sage verbreitet hatte, als lägen noch unerhobene Gelder aus der Händelschen Verlassenschaft in dortiger Bank, wozu sich auch im Königreich Sachsen zerstreut lebende Verwandte Händels als Competenten zu melden beflissen waren. Diese Testaments-Copie und anderweite gerichtliche Notizen vernichteten jene unbegründeten Hoffnungen, und so sei dieselbe zu einem klei-

nen Denkmal für Händels Wohlthätigkeits-Sinn hier aufbewahrt. Die Legate betragen 8750 Pfd. St. zusammen. Die Wohnungen der Londner Empfänger sind hier meist weggelassen. Die Abschrift ist diplomatisch sorgfältig, und mit 14 eingepreßten Stempeln, jeder zu 1 Schilling, auf den beiden Bogen versehen.

XI.

Erinnerungen an das literarische Berlin im August 1796.

Mein Besuch bei Caillard,

nebst Auszügen aus spätern Briefen von ihm.

Antoine Bernard Caillard wurde, so viel mir erinnerlich ist, vom Directorium nach Berlin im Jahre 1795 geschickt, und betrug sich in einer Zeit, die des Doppelsinns und der Anklage so viel hatte, mit großer Umsicht und Schonung, wußte die damals so verrufenen republikanischen Formen so klug zu mäßigen und der absichtlichen Nichtachtung des Herkömmlichen so viel Zusatz aus der alten Diplomatie zu geben, daß er selbst den bittersten Gegnern Achtung einflößte. Aber er war auch ein klassisch gebildeter Mann, hatte in vertrautem Umgang mit d'Ansse de Villoison gelebt, dem er auch sein tiefes Eindringen in die griechischen Dichter verdankte, und gehörte zu den geschmack- und kenntniß-

reichsten Bibliophilen seiner Nation, weßwegen er auch in diesen Ueberlieferungen einen Ehrenplatz noch jetzt verdient.*)

Caillard, den humanen Literator, nicht den Botschafter herrischer Directorialbefehle, besuchte ich während eines 6wöchentlichen Aufenthalts in Berlin im Spätsommer 1796, und was ich bei meiner Rückkehr nach Weimar aus der Erinnerung niederschrieb und dann in traulichen Abendunterhaltungen bei Herder und Wieland vorlas, kann auch jetzt vielleicht noch einiges Interesse haben. Als ich kaum nach Weimar zu meiner Amtsthätigkeit zurückgekehrt war, erhielt ich schon einen Beweis seines Andenkens, indem ich 13 Bände der 1782 bei Didot erschienenen Collection des moralistes anciens dediée au Roi von ihm als ein kleines Andenken zugeschickt erhielt. Auch erhielt ich, als er, durch Sieyes

*) Seine prachtvolle und erlesene Bibliothek ist noch unvergessen. Im Jahr 1805 erschien ein Katalog derselben, von welchem er jedoch nur 25 Exemplare für sich und seine Freunde abziehen ließ. Nach seinem zu Paris am 6. Mai 1807 erfolgten Tode wurde ein neuer Katalog (Paris 1808, 8.) zum Behufe der Auktion gedruckt, welche erst gegen das Ende des Jahres 1810 statt fand und Preise brachte, die in Frankreich noch immer als Maximum gelten. Namentlich wurden seine Elzeviere, welche er mit besonderer Liebe gesammelt hatte, auf eine Weise bezahlt, die nur erst in neuester Zeit übertroffen worden ist. Wir führen als Beispiel den Horatius von 1629 und den Thomas a Kempis ohne Jahresangabe an, von welchen der erste zu 60 und der andere zu 140 Franken Käufer fand. Ebert.

abgelöst, schon im folgenden Jahre von seinem Gesandschaftsposten in Berlin abgerufen und nach Paris zurück gekehrt war, von Zeit zu Zeit über literarische Gegenstände Briefe von ihm, wovon ich diesen Bemerkungen einige Auszüge beigefügt habe. Sehr lebhaft ist in mir das Andenken eines mit ihm in Osmanstädt bei Wieland verlebten Nachmittags, als er bei seiner Rückkehr nach Frankreich zwei Tage in Weimar verweilte und mich ersucht hatte, mit ihm zu Vater Wieland in sein Osmantinum zu fahren: und noch erinnere ich mich, wie der sonst so milde Mann sich ereiferte, als ich ihm auf der Heimfarth sagte, daß man Wieland oft den deutschen Voltaire genannt habe. Dieß sey, so wie alle vergleichenden Zusammenschmelzungen der Art immer etwas monströses, hippokentauren-artiges hätten, die monströseste von allen. Wielanden habe er nur kindlich und gemüthlich gefunden, wovon im Philosophen von Ferney auch nicht eine Ader zu finden gewesen sei! Wieland sei classisch gelehrt und der alten Sprachen mit tiefem Erfassen des Geistes und der Composition in den Schriftstellern derselben kundig. Voltaire sei in allem diesen die Oberflächlichkeit selbst gewesen. Dagegen sei Voltaire ein weit vielseitigerer Weltmann und besserer Rechenmeister, besonders in den letzten 20 Jahren seines Lebens, gewesen. Und so führte er die Aufzählung der Disparate noch lange fort. Wieland beschäftigte sich damals mit einer Uebersetzung des in den Annalen der Weimarischen Bühne so famös gewordenen Jon im Euripides. Caillard versprach ihm la Rochette's handschrift-

liche Bemerkungen dazu aus seinem Exemplar von Brumoy's Théâtre des Grecs zu schicken, und hielt Wort.

Böttiger.

Als ich gleich am zweiten Tage nach meiner Ankunft in Berlin das erste Mal bei ihm vorfuhr, hatte er wichtige Gesandschaftsgeschäfte. Das Vorzimmer stand voll Wartender, die Pässe nach Frankreich verlangten. Dessenohngeachtet trat er aus seinem Kabinette, und sagte mit jener Offenheit, die beim ersten Blick die Herzen gewinnt: ob ich nicht vielleicht noch ein paar andere Besuche zu machen hätte. In einer Stunde sei er ganz mein. Ich fuhr in den Thiergarten, und als ich wieder kam, fand ich ihn schon auf mich wartend. Er führte mich sogleich in sein innerstes Zimmer, that tausend freundschaftliche Fragen über Schütz in Jena, von dem ich ihm einen Brief gebracht hatte, und ich befand mich so wohl bei ihm, als wäre ich seit Jahren mit ihm bekannt gewesen. Eben brachte ein Bedienter die neuesten Bogen der Allg. Lit. Zeit. Zufällig war im Intelligenzblatt meine Uebersicht der französischen Zeitblätter. Er las sehr geläufig in meiner Gegenwart die erste Spalte darin, machte mir Bemerkungen und Verbesserungen, sagte viel Schmeichelhaftes über die fleißige Zusammenstellung, und erklärte mit großer Energie: daß eine solche Zeitschrift, wie die Allgem. Lit. Zeit., in jedem andern Lande unmöglich, und daß sie eine Zierde Deutschlands sei. Ich stand eben vor einem Bücherbrete, worauf mir die Namen Aeschylus, Sophokles, Aristophanes, Pindar, Virgil, entgegen lachten. Ich heftete mein

Auge darauf, voilà mes consolateurs, rief er, mes inséparables, mes élus. Car il faut vous dire, lorsque j'arrivai ici, on m'a fait tenir la quarantaine, tout le monde s'est defié de moi. Alors j'avais recours à la lecture, à la conversation avec les morts et ma foi, je n'ai pas regretté celle de vivans. Wirklich floh man den guten Caillard anfänglich als einen verpesteten, der die Eleutheromanie schon durch den Athem mittheilen könne. Allein durch sein kluges Betragen gewann er selbst die Hochachtung des Königs Friedrich Wilhelm II. Jetzt ist er sehr häufig bei dem Prinzen Ferdinand, dessen Hof überhaupt für sehr freisinnig passirt, hat vielen Umgang oder Verkehr — dieß ist hier eins — mit Nicolai, und ist auch Mitglied des Casino, der Hauptresource der fremden Gesandten. Dort wollte man ihn und seinen Gesandtschafts-Secretair anfänglich nicht aufnehmen, bis einige Officiere von der Leibgarde mit drohendem Schlag auf ihr Seitengewehr versicherten, der habe es mit ihnen zu thun, der sich unterstände, eine Cabale gegen die franz. Gesandschaft zu machen. Indeß kommt er sehr wenig aus, hat auch ungeheuren Anlauf wegen Pässe und allerlei Negotiationen des Directoriums.

Caillard zog aus einem Fache Hermann de metris vor. Ich sah, daß er fast überall Stellen mit Bleistift angestrichen und kritische Zeichen angezeichnet hatte. Er antwortet mir auf meine Frage, ob er mit diesem Buche zufrieden sei: Oui et non. Zufrieden sei er mit der tiefeindringenden Forschung über die lyrischen Metra, aber unzufrieden sei er über einige Meinungen des Verf.

den Hexameter und Pentameter, auch den Hephtemimeres betreffend. Nun erklärte er sich weiter, und zeigte auf der Stelle eine ungewöhnliche Bekanntschaft mit der griechischen Metrik. Wir kamen auf Heyne und Wolf zu sprechen. Er mißbilligte Wolfs Beißigkeit, ob er gleich seinen Prolegomenen große Huldigung bewies. On ne sauroit pourtant disconvenir, fuhr er fort, que c'est Mr. Heyne qui a mis la littérature à la portée de tout le monde et qu' il a semé, où les autres moissonnent. Aber das nahm er übel, daß nicht Heyne lieber seine Correspondenz- und Recensirbegierde — hier hörte ich Nicolai in Caillard — einschränke, und seinen Homer vollende. Mais en général, je voudrais réitérer cela à tous les savans de l'Allemagne, qu'y abondent plus que dans aucun autre pays: vous vous entredéchirez, vous vous prêtez des ridicules au lieu de vous reserrer davantage et de vous mettre en phalange. C'est ainsi que vous pourriez faire face au mépris de ces castes privilegiées, qui ne se sauroient passer de vos lumières, mais qui vous foulent aux pieds, parceque Vous oubliez à chaque moment, que Vous êtes le sal terrae, et vous vous faites manger par les cochons. Ich erklärte ihm, wie dieß in unsrer politischen Verfassung gegründet sei. Er aber sagte, er wisse das sehr wohl, glaube aber doch an eine ecclesiam unam, veram, indivisibilem, invisibilem, die darum doch sehr loyal und nichts weniger als eine Propaganda seyn dürfe, die er selbst verabscheue. Beim Abschied sagte er mir, ich sollte alle Tage bei ihm spei-

sen, wenn ich nichts bessers wisse, und bis zum letzten Wort an der Treppe war alles Urbanität.

Ich hatte indeß so vielerlei Einladungen und Zerstreuungen bekommen, daß ich bei dem besten Willen doch die folgenden 6 Tage nicht zu ihm kommen konnte. Als ich daher eines Abends ganz spät nach Hause kam, erfuhr ich, daß der französische Gesandte da gewesen sei, eine Karte abgegeben, und sehr angelegentlich nach mir gefragt habe. Ich besuchte ihn natürlich sogleich den folgenden Tag, erhielt viel freundschaftliche Vorwürfe wegen meines Außenbleibens, und den dringenden Antrag, wenigstens einmal bei ihm zu speisen. Ich bestimmte den Tag, und fand, als ich an diesem Tage Mittags um 2 Uhr zu ihm kam, außer seinem Neffen, der auch Caillard heißt, und allgemein geschätzt wird, und dem ersten Gesandtschaftssekretair Dodun nur noch 3 andere Franzosen: der eine war Commissair des Directoriums und verpfändete in Berlin die Juwelen des Königs von Sardinien, welche die Franzosen bei ihrer Besitznahme von Holland dort gefunden hatten. Ich mußte mich neben den Gesandten setzen. Er legte mir selbst von dem Erlesensten vor, und schenkte mir de la Fite ein, wie ich ihn noch nie getrunken hatte. Ueberhaupt aber muß ich gestehn, daß ich zwar in Berlin überall vortrefflich gespeißt habe; daß ich aber nirgends mit so geschmackvoller Profusion so ausgesuchte Leckereien, Hamburger Seefische, sicilische Confituren ꝛc. gegessen habe. Hier war fürstliche Pracht mit der größten Simplicität gepaart. Kein Bedienter stand hinter dem Stuhl, und doch wurde blitzschnell

servirt. Caillard erhält 12000 Thaler von der Republik und hat auch eigenes Vermögen, ist ohne Frau und Kinder und ohne allen äußern Luxus. Aber die Tafelfreuden scheint er wie jeder echte Franzos zu schätzen. Denn bei diesem Volke sind die geistreichsten Männer auch die ausgelerntesten Gastronomen, und wenn die britischen Mahlzeiten die langweiligsten sind, so lange die Ladies mit da sitzen; so ist ein französisches Männermal ohne alle Frivolität das genußreichste für Seel und Leib.

Es wurde über die Kantische Philosophie gesprochen. Caillard lächelte, und versicherte mir, sie wären zu thätig und lebhaft in Frankreich, um metaphysischer Speculation der Art stille zu halten. Die Idee vom ewigen Frieden könne nur in einer Studierstube entstehen, und habe daher in Paris Lachen erregt. Krieg sei das Element der Menschheit, Friede nur Ausnahme, und so werde es bleiben, so lange nicht der Messias und das tausendjährige Reich komme. Auch seien die Kantianer gewiß eine Art von Vernunftchiliasten. Ueber Buonaparte, dessen unbedingter Bewunderer er nicht zu seyn schien, wurde hin und her gesprochen. Ich erzählte, daß man ihn mit allerlei Helden des Alterthums parallelisirt habe, zuerst mit Timoleon. Da, meinte er, machte man dem Befreier Italiens kein großes Compliment. Er citirte sogleich aus dem Plutarch das Gemälde, wo die Fortuna dem Timoleon die Städte ins Netz jagt. Ich sagte ferner: man habe ihn mit Hannibal verglichen. Mais songez bien, que H. ne fut pas sa paix devant les portes de Rome, comme B. devant les portes de Vienne. Aber er hatte es auch

mit Römern zu thun? Chut, sagte er, und beugte sich zu mir, halb ins Ohr flüsternd: vous êtes un Allemand. Möchte ich ihn ja mit jemand vergleichen, fuhr er fort, so wäre es mit einem der Scipionen. Dem ältern gleicht er in der großen Selbstverleugnung. Er, (B.) konnte als Triumphator in Rom einziehen, und ging zurück. Das war groß! Dem jüngern gleicht er durch seine Liebe zu den Wissenschaften. Er hat mehr als einen Polybius um sich. Hier erzählte er mir von seinen Anstalten durch Monge, den Principalcommissair, zur Hinwegführung der alten Denkmäler. Aber was er höchlich zu misbilligen schien, war die Adresse der Armeen an die Räthe. Dies sei gegen alle Constitution. Darauf sprach er auch mit großem Feuer über die Aufhebung der Clubs, indem er ihre Schädlichkeit zeigte. Denn dort wird ja alles im voraus präparirt, mithin ist ungleiche Partie, und die nicht mit dort waren, können als Unvorbereitete nicht Widerstand leisten; wollen sie sich auf ihrer Seite auch vorbereiten, so sind Factionen, Verfolgungen, Proscriptionen die unvermeidliche Folge.

Noch erzählte er mir, während die anderen von Politik sprachen, viel von seinem Freund Galiani, mit welchem und Diderot er lange vertraut gelebt hatte. Galiani war ein scharfsinniger Philologe. Er versprach mir nach Tische eine Conjectur von ihm über den Horaz mitzutheilen. Wirklich schlug er auch, als wir in sein Cabinet zurückgegangen waren, den in England vor 2 Jahren prächtig in Quart nachgedruckten Gesner-Zeunischen Horaz auf, las mir die Stelle aus der ars poetica V. 125 — 130 ganz vor, erklärte sie mit professor-

Staats-Bibliothek Bamberg

mäßiger Suade und wahrem Gefühl für die Schönheit und Meinung des Dichters, und bewieß, daß die Worte: difficile est proprie communia dicere, keinen rechten, zum Ganzen passenden Sinn gäben. Sein Freund Galiani habe daher vorgeschlagen zu lesen: difficile est propriis (sc. verbis) abnormia dicere. — Ich tadelte hierauf die Verschwendung der Engländer, die selbst des splendiden Drucks unwürdige Werke mit theurem Luxus druckten. Dieß war er nicht in Abrede, brachte mir selbst den Bion von Wakefield, den er in einem prächtigen Abdruck besaß, und klagte über die Papierverschwendung: mais vous pêchez à l'autre extrémité, fuhr er fort. C'est un entêtement ou plutôt la nonchalance de vos libraires, qui impriment tout sur du papier le plus mesquin. Je ne saurois vous dire, quels entraves vous mettez par cette procedure à l'exportation de vos meilleurs auteurs à l'étranger. Il appartient sans doute aux auteurs de stipuler l'impression comme elle doit être soignée. Ich war genöthigt, hier aufs Honorar und die Urgence so vieler Schriftsteller anzuspielen. Ja, ja, sagte er, da haben Sie den Fleck getroffen. Wissen Sie wohl, daß Ruhnkenius nie einen Groschen für irgend eines seiner Werke sich von seinem Buchhändler bezahlen ließ, daß Wyttenbach keinen Heller für seinen Plutarch bekömmt! Nun erzählte er mir von der Liberalität der holländischen Gelehrten, die er als französischer Gesandtschaftssecretair im Haag alle genau kennen lernte. Vorher war er in Modena als Gesandtschaftssecretair, da lernte er auch

in Parma Bodoni genau kennen. Er besitzt die splendiden Ausgaben aller berühmten Druckereien in Europa. Ueber die von Fehlern strotzende englische Ausgabe des Heyn. Virgils wurde er ernsthaft böse. Er hat die Fehler alle gesammelt und hinten angeschrieben. Wunderbar mußte es mir nach allem diesen vorkommen, daß er mir des Edinburger Dalzels Collectanea minora, wovon er eben den von M. Grohmann in Leipzig wieder herausgegebenen Abdruck auf dem Tische liegen hatte, als eine Chrestomathie nannte, die er für die Centralschulen empfehlen wolle. Ich suchte ihn mit etwas besserm bekannt zu machen, versprach fleißige Correspondenz, und erhielt treffliche Versprechungen, mir aus Paris alles, was ich wünsche, zu verschaffen.

1797. 18. Oct. *Berlin.* — Mr. *O.* a eu la bonté de me promettre qu'il m'enverra quelques - uns de ses ouvrages les plus convénables aux vues que je me propose de remplir, c'est à dire, d'acquérir des connaissances sur la constitution des universités d'Allemagne tant protestantes que catholiques, les savans qui en occupent les chaires, leurs principaux ouvrages, et aussi les ouvrages élémentaires, pour me former du tout un tableau général, en tirer tout ce qui peut avoir une application facile au systême qui sera adopté pour l'institution publique en France, et le proposer au gouvernement. Bien entendu cependant que mon principal objet porte particulièrement sur l'étude des langues anciennes et de 'antiquité en général; car dans ce qui regarde les

sciences exactes et naturelles, la géometrie, la chymie, la physique etc. nous n'avons guères à désirer; et la révolution, même dans ses crises les plus violentes, loin d'arrêter nos progrès, les a au contraire accélerés d'une manière vraiment étonnante: mais nous sommes très en arrière surtout dans l'étude du grec, sans lequel cependant nos beaux esprits resteront éternellement maniérés et n'atteindront jamais à cette auguste simplicité, le charme des productions des anciens et le caractère inséparable du vrai beau.

Ebendaselbst. — Pour l'Homère de Mr. Heyne je n'y compte plus: mais ce qui me pique, c'est que celui de M. Wolf ne paraît pas davantage, et nous attendons inutilement le reste de ses prolegomènes et l'Odyssée. Croyez-vous, Monsieur, que la paix entre les savans d'Allemagne sera plus tôt signé que celle d'Udine et de Lille?

1798. 21. Prairial. *Berlin.* — Millin m'avait bien dit que l'extrait de la doctrine de M. Wolf imprimé dans nôtre magasin avait allumé la bile du savant Sainte-Croix, mais je suis bien fâché que le courroux d'un littérateur aussi éstimable n'ait donné le jour qu'à une production aussi peu digne d'attention.

1798. 31. Juillet. *Dresde.* — Je suis arrivé à Dresde hier au soir. Je me presse de voir les choses les plus remarquables, et je vois mal parceque

je vois trop vîte. C'est le defaut des gens qui sont trop pressés, d'où il résulte qu'on ne peut remporter que des idées confuses; mais encore ces idées confuses valent mieux que rien. J'ai passé ce matin trois heures à la bibliothèque où je voudrais passer trois mois pour la bien voir. *Fata obstant.* J'y ai trouvé un bibliothécaire très-savant *) qui m'a accueilli avec toute l'aménité et l'empressement que je pouvais désirer et qui m'a fait du moins faire un bon usage du peu de tems que j'avais à lui donner en me montrant tout ce qu'il avait de plus précieux dans les éditions du 15. siècle et dans les classiques grecs et latins; mais je n'ai vu aucun manuscrit, ce que je regrette beaucoup.

1799. 16. Janv. *Paris.* — De tous ceux que vous me nommez il n'y a que *Larcher* que nous regardions comme un vrai savant. Il a prodigieusement augmenté ses notes sur Hérodote, et la seconde édition seroit double peutêtre de la première: mais il ne la donnera pas, il ne trouverait pas à Paris un seul imprimeur qui voulut s'en charger. Il nous faut des romans, de petites comédies, des poésies érotiques etc. *turpe et miserabile.* — Le Magasin encyclopédique est déja trop serieux pour nous, cela nuit à son succès en France. O mon pays! — Cependant l'institut national avait donné

---

*) Wahrscheinlich war der sel. Daßdorf sein Führer.
E.

pour sujet d'un prix une dissertation sur les moyens de faire revivre en France le goût des langues anciennes et particulièrement du grec et du latin. Il n'a paru que peu de chose, et rien qui méritât d'être couronné. Manes de Muret, d'Henri Etienne, de Scaliger, Saumaise et Casaubon!! Pourtant c'est quelque chose que cette bonne volonté de l'institut, et je ne desespère encore de rien, mais il faut avouer que nous sommes dangereusement malades. Nous nous entendons fort bien à vaincre nos ennemis, mais combattre le monstre de l'ignorance, *hoc opus!*

Ebendaselbst. — J'attends avec impatience la nouvelle édition du Virgile de M. Heyne. Lui avez-vous fait part de la conjecture que je vous ai communiquée sur le v. 230 du IV. livre des Georg. *rore fove,* et non *ore fove,* encore moins *ora fove. Ore* est indubitablement une faute. Relisés depuis: *Si quando sedem augustam,* et vous vous convaincrés que *rore* fait un sens très-juste. Il est très-simple qu'au commencement d'une ligne la lettre R se soit à la longue effacée. Je souhaite aussi que M. Heyne adopte une autre ponctuation dans la belle description de la nuit du IV. livre de l'Enéide, en suspendant le sens après ces mots: *cum tacet omnis ager,* par deux points ou par le point et virgule, et supprimant le point qu'il avait placé mal-à-propos après les mots *sub nocte silenti.* Alors tous les nominatifs *pecudes pictaeque volu-*

cres, se rapportent naturellement à *lenibant curas*, ce qui termine admirablement l'une des plus admirables tirades de Virgile. — Faites-moi savoir quel format M. Heyne donne à cette édition, mais dans tous les cas je désire que mon exemplaire soit tiré sur le plus beau papier possible et à grandes marges, quand il faudrait prendre du papier exprès. *) La grandeur des marges depend du tirage. Vos imprimeurs allemands arrangent la feuille sur la forme de manière que des deux marges latérales l'une est excessivement grande, l'autre excessivement courte, en sorte que le livre fait toujours une pauvre figure quand il est relié. La marge inférieure doit aussi être plus grande que vos imprimeurs ne la font ordinairement. S'ils savaient, combien ces petites attentions donneraient de vogue à leurs ouvrages en France, en les imprimant d'ailleurs sur du bon papier, ils se corrigeraient bien vîte. **) Je sais bien qu'un bon ouvrage est bon

*) Großpapiere wurden nicht abgezogen (warum nehmen wohl unsre Sosier auch sogar keine Rücksicht auf Forderungen, welche der wählige ausländische Sammler nun einmal macht und auch gern bezahlt), und Caillard mußte sich mit einem gewöhnlichen Velinpapier begnügen, welches in seiner Auction mit 334 Franken bezahlt wurde. Wahr ist es indessen, daß die Velinpapiere dieser Ausgabe ausgezeichnet schön sind und nunmehr mit jedem Jahre seltner und theurer werden. E.

**) Bis jetzt ist es damit so geschwind eben nicht gegangen. E.

indépendamment de ses marges; mais nous sommes un peu enfans sur cet article, et moi qui vous parle, tout le premier.

M *Schütz* n'a pas oublié sans doute qu'il nous doit au moins un ou deux volumes encore sur Eschyle. Songe-t-il à remplir ses promesses? C'est un savant beaucoup trop distingué dans la république des lettres, qui a déja acquis trop de droits à l'éstime universelle pour qu'il s'expose à les compromettre en se rangeant volontairement sur la ligne de certains philologues de vôtre connaissance qui mettent la main à vingt ouvrages à la fois sans en terminer jamais un seul, et non seulement ne font pas, mais empêchent les autres de faire. Mais on agit très-différemment quand on a une grande reputation à conserver.

1799. 10. Mai. *Paris.* — J'aurais bien voulu connaître personnellement M. *Larcher;* mais on m'a dit qu'il était inabordable, et qu'il avait en particulier une aversion marquée pour les nouvelles connaissances. Je me suis donc abstenu quoique avec regret de toute démarche et j'ai respecté son repos et ses habitudes.

Avez-vous entendu parler des fragmens de Callimaque donnés dernièrement par Luzac de Leyde? On en dit ici beaucoup de bien: c'est proprement un ouvrage du celèbre Valkenaer. Luzac, le plus distingué de ses élèves, a eu cette partie de ses

papiers à sa mort et s'en occupait depuis longtems. Je ne doute pas qu'il n'y ait ajouté beaucoup du sien, et le disciple ne fera sûrement pas honte au maître. Il reste encore grand nombre de papiers de cet illustre rejetton de l'école de Hemsterhuis. Son fils, qui pourtant est aussi un savant, ne paraît pas y attacher le prix qu'ils méritent. Livré à des goûts fort différens il ne cherche qu'à s'en défaire, et a en tirer le plus d'argent qu'il le pourra. On m'a dit que ces papiers étaient à Paris et même dans un dépôt on ne peut pas moins sûr!

XII.

Grundlagen zu Studien über die Romanische Sprache.

Von Falkenstein.

Wenn es von jeher für den Historiker sowohl, als für den Philologen von großem Interesse war, auf ein noch wenig gekanntes oder nicht sorgfältig genug angebautes Feld zu gelangen, wo sich seinem forschenden Blicke manche schöne Hoffnung zu neuer Ausbeute eröffnet, so muß er sich insbesondere von einem solchen Lande angezogen fühlen, wo Sprache, Sitten und Gebräuche auf jenes große Weltvolk hinweisen, das durch seine Thaten und den Reichthum an klassischen Schriften ein ewiges Vorbild für alle Generationen seyn wird.

Ich meine Rhätien, die alte Römerprovinz, welche jetzt die eidgenössische Republik Graubündten in sich schließt.

In den rauhen Thälern dieses Schweizer-Cantons lebt in dem Munde des Volkes eine Sprache, die zwar unter dem Namen: Romanische Sprache dem Weltmanne sowohl, als dem Gelehrten ihrer Benennung und Existenz nach bekannt ist. Wie unvollständig aber, schwankend und selbst irrig die Begriffe davon seyn mögen, zeiget schon die nicht seltene Verwechslung ihres Namens. Die Nachkommen der Rhätier in Graubündten, welche die Ueberreste von der uralten Sprache Latiums am reinsten bewahrt haben, nennen ihren vaterländischen Dialekt mit einer Art von Selbstgefühl: „ilg liengâig „(lienguaig) Romaunsch, ilg antiquissim da l'aulta „Rhaetia.

Die Romaunsche Sprache ist daher von der lingua rustica romana (Dialekt des gemeinen Volkes unter den Römern) und der wlachisch-romanischen genau zu unterscheiden.

Um aber diese Unterscheidung einigermaßen zu rechtfertigen, sei es mir vergönnt, zuerst einen Blick auf den Ursprung des Rhätischen Volkes und seiner Sprache zu werfen, und dann zur Entwicklung meiner Ansichten über die stufenweise Veränderung der Romaunsch Liengâig fortzuschreiten.

Indem ich die großen Schwierigkeiten kenne, die sich der kritischen Forschung über die Aborigines eines jeden Landes entgegenstemmen, so bin ich auch weit entfernt, meine Meinung über Rhätiens Bevölkerung und über die Rhätohetruskische Sprache, wie selbe sich jetzt

noch in jenen Thälern vorfindet, anders als andeutungsweise auszusprechen. Da mir aber als treuem Eidgenossen keine Zunge meines Vaterlandes fremd bleiben durfte, und mir ein längerer Aufenthalt in Chur und die Bekanntschaft mit einigen Geistlichen im Kloster zu Disentis Stoff zu mehrseitigen Forschungen der Etymologie im Allgemeinen darbot, so schrieb ich schon während meines Aufenthaltes in der Heimat mehrere Bemerkungen über den höchst merkwürdigen und leider noch zu wenig gekannten Sprachüberrest des alten Latiums in mein philologisches Tagebuch ein, und theile dieselben nun dem literarischen Publicum zur Prüfung mit; jedoch mit der Bitte, folgende Zeilen für nichts anderes, als ephemere und schweizerisch schlichte Bemerkungen ansehen zu wollen.

In jener uralten Zeit, wo die Geschichte in einen mythischen Nimbus von Sagen eingehüllt, oder mit einem selbst dem tieferen Forscher undurchdringlichen Schleier bedeckt ist, den kaum die Hypothese einigermaßen zu lüften vermag, lebten in Süditalien Peucetier, Oenotrier, Siculer und Ausonier. Den nördlichen Theil (Gallia cisalpina, vel togata), von den Flüssen Rubicon und Macra bis an die lepontischen Alpen, nahmen die handeltreibenden Ligurer (in der Gegend von Genua bis Placentia), die Tusker (bei den Griechen Τυῤῥηνοι, von den Römern später Etrusker oder Hetrusker genannt) das Küstenland vom Macra bis an den Tiberis, und die Umbrier die meist ebene Küste am adriatischen Meere vom Rubicon bis zum Aesis ein. In Mittel-Italien hatten die Volsker, Marser, Herniker, Rutuler und

eine Menge kleiner Völkerschaften, vor Allem aber die Lateiner, ihre Sitze. Diese zeichneten sich durch Tapferkeit, Gesetzgebung und innere Kraft so vortheilhaft aus, daß sie bald ein entscheidendes Uebergewicht über ihre Nachbarn behaupteten, und mit den Grenzen ihres Reiches sich auch die Sprache am weitesten verbreitete. Bis auf Lucumo, der aus der hetruskischen Küstenstadt Tarquinii nach Rom kam, und dort mit dem Königstitel nach Art der Römer das Cognomen Tarquinius von seinem Geburtsorte annahm, blieb sie auch die herrschende Sprache bei jenem großen, kriegerischen Volke, so wie die Griechischen Ansiedler in Süd-Italien ihrer Pelasgischen Mundart lange Zeit getreu blieben.

Als mit dem feingebildeten Sohne Demarat's auch die Prachtliebe, der Luxus und höherer Sinn für geistiges Leben von jenem Volke einwanderte, das vor Roms Gründung auf einer hohen Stufe von Cultur stand, so konnte es nicht fehlen, daß die Ursprache Latiums nach und nach manche Veränderung erlitt: zuerst viele hetruskische Wörter mit aufnahm (wie Benennungen von früher noch nicht gekannten Handels- oder Luxus-Artikeln), dann die rauheren Ausdrücke durch fremde Endsylben milderte, und sich die fließende Weichheit im Periodenbau zueignete, bis endlich späterhin in einem langen friedlichen Verkehr befreundet, oder durch Waffengewalt bezwungen, sich beide Völker enger an einander schlossen, und ihre gemeinschaftliche Sprache durch sich selbst und durch den immer weiter strebenden Geist derer, die sie sprachen, zu der hohen würdevollen Latina erwuchs. Doch sei damit nicht gesagt, als hätte diese reine be-

wunderungswürdige Sprache nach ihrer Ausbildung in eben derselben Schönheit und Kraft sich über ganz Italien verbreitet; da vielmehr mit aller Sicherheit anzunehmen ist, daß es zu allen Zeiten, vor und nach der Gründung des Römischen Staates, in der Periode seines höchsten Flores und beim Untergange seiner Macht, verschiedene Mundarten in den verschiedenen Gegenden Italiens gegeben habe, die aber von der Gesamtsprache des Landes eben so, wie die Provinzen selbst von der gemeinschaftlichen Obermacht Roms, beherrscht wurden. Heutiges Tages findet noch das nämliche Verhältniß statt; und dieses wird auch nie aufhören, so lange mehr als ein Volk auf dem Erdkreise sich bewegt. Die Lombarden, Genueser und Bergamasker, gleich dem Neapolitaner, Kalabresen, Sicilianer und Sarden, sprechen sowohl unter sich, als von der gebildeten Landessprache verschiedene Dialekte, und doch sind sie alle von letzterer umfaßt und beherrscht.

Als nun das Reich der Hetrusker von dem immer mehr zum Riesenkoloß anwachsenden Römervolke aus dem Süden auf einen immer engern und engeren Raum zusammengedrängt wurde, und die barbarischen Gallier in mehreren Stämmen aus dem Norden her wiederholte Einfälle machten, (620 v. Ch.) da glaubten die Tusker, in trügerischer Selbsttäuschung stolz auf ihre alte Größe, jedem Andrange widerstehen zu können, verschmähten sowohl mit den Römern als mit den Galliern ein Bündniß einzugehen, ließen, in ihrer innern Zwietracht nur mit der Deckung der Hauptstädte beschäftigt, die Grenzen des Landes unbewacht, und verloren, indem

sie Alles erhalten wollten, Alles. Um dem Römerjoche zu entfliehen und dem furchtbar wüthenden Racheschwert der Sennonischen Gallier zu entrinnen, sammelte sich eine nicht geringe Anzahl hetruskischer Männer mit Weibern und Kindern unter einem erfahrnen kühnen Führer, Namens Rhätus, und zogen aus, um sich ein neues Vaterland aufzusuchen.

In dieser Absicht folgten sie den Flüssen und Seen nach, die in jener (nord-östlichen) Richtung lagen, wo sie, von keinem Feinde zurückgedrängt, allein einen Ausweg hatten. Also von dem Padus, und Athesis, von dem Lacus Larius, Verbanus, und Sebirsus geleitet, kamen sie in die Alpenländer, und ließen sich in den Thälern des heutigen Veltlin (Val-Tellina) und der drei Gemeinen-Bünde *) nieder. In diesen rauhen Gründen, von hohen, mit ewigem Schnee und Eis bepanzerten Felsen gleich unbezwingbaren Mauern eingeschlossen, bauten sie sich allmählig an, und nannten sich, wie fast alle Völker des Alterthums, nach Rhaetus, ihrem eben so klugen, als tapferen Anführer und Erretter, Rhätier. **)

*) Der graue Bund, Gotteshausbund und der Zehn-Gerichtenbund bilden zusammen den Schweizer-Canton Graubündten.

**) — Tusci quoque, duce Rhaeto, avitis sedibus amissis, Alpes occupavere; et ex nomine ducis gentes Rhaetorum condiderunt. Justin. L. XX. C. 5.

His (Tauruscis et Noricis) contermini Rhaeti et Vindelici, omnes in multas civitates divisi. Rhaetos, Tuscorum prolem, arbitrantur a Gallis pulsos duce Rhaeto. Plinius. L. III. c. 20.

Bald aber wurden den Rhätiern diese Wohnsitze zu enge. Sie breiteten sich mehr nach Osten aus (und verbanden sich da mit dem Volke der Euganeer*), welche lange vor der Erbauung der Stadt Rom schon die Gegenden zwischen dem Padus und den Alpen inne gehabt haben, ungefähr aber ein halbes Jahrhundert vor Erbauung Roms von den Henetern (Venetern) unter Anführung des Antenor vertrieben, den Flüssen Athesis (Etsch), Medoacus (Brenta), Tilaventus (Tagliamento) und Sontius (Isonze) gefolgt seyn sollen, welche sie, als die treuesten Wegweiser und den mannichfachen Bedürfnissen der Wanderer so wohlthätig abhelfend, die schönen Landstriche des heutigen Tyrols, Voralbergs und Kärnthens kennen lehrten. Diese Vermuthung bestätiget nach Hormayer**) die Benennung eines der Hauptthäler Tyrols, vallis Euganea, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten, und nur im Munde des Volkes in Valle Sugana oder Valsugana verändert hat. Ebenso eine reiche Quelle in einer Schlucht dieses Thales bei dem Dorfe Roncegno, welche il fonte dei Euganei (fons Euganeorum) genannt wird.

Tusci coloniis missis — — trans Padum omnia usque ad Alpes tenuere. — Alpinis quoque gentibus haud dubie ea origo est, maxime Rhaetis; quos vero loca ipsa efferarunt, ne quid ex antiquo, praeter sonum linguae, nec eum incorruptum, retinerent.

Livius. V. 33.

*) εὐγάνοι, bene nati. — Genere praestantes, nennt sie Plinius der Aeltere.

**) Geschichte der gefürsteten Grafschaft Tyrol. S. 21.

In wie weit die Meinung des gelehrten Geschichts⸗forschers Hormayer annehmbar sei, wage ich hier nicht zu entscheiden. Wenn sie aber von der strengen Kritik, als auf die Schriften der alten Historiker Roms und Griechenlands gegründet, nicht ganz verworfen werden kann, so scheint mir obige Digression wegen der ersten Vermischung der hetruskischen Rhätier mit einem frem⸗den Stamme zur Geschichte dieses Volkes und seiner Sprache einige Entschuldigung zu verdienen. Rein und unvermischt blieben nun diese Völker bis zu den Cim⸗brischen Kriegen, und Rhätier hießen alle östlichen Thalbewohner der Alpen.

Und wenn Livius (Cap. IX. 25.) gleichwohl darauf hindeutet, als hätten die Rhätier durch öftere Kriege die Reinheit der Sprache des alten Latiums eingebüßt, so möchte ich mich vielmehr verleitet fühlen (jedoch ohne diesem schätzbaren Geschichtsschreiber meinen Glauben ganz zu versagen), einen Beweis zu führen, daß die Rhätier die ursprüngliche Beschaffenheit ihrer vaterlän⸗dischen Mundart treuer bewahrten, als die Römer die ihrige, und daß es aller Wahrscheinlichkeit angemessen ist, daß Livius, der ungefähr 300 Jahrhunderte später lebte, als die Auswanderung des hetruskischen Volkes geschah, seine Vorfahren aus der Zeit der Tarquinier eben so wenig im Gespräche würde verstanden haben, als einen Rhätier seines Zeitalters.

Nimmt man dazu, daß der hetruskische oder tyrr⸗henische Dialekt wohl nie ganz unverändert der in Rom herrschende Volks⸗Dialekt gewesen, weil die lateinische Sprache, selbst nach der Zeit der Lucumone, stets zur

Grundlage diente, daß also die ursprünglich rein-tuskische Zunge durch die späteren Vermischungen der Nord-italischen Völker mit den Colonien der Gallier um Vieles verwandelt werden mußte, so wird das Urtheil des Livius über die Abartung der hetruskischen Sprache in den Thälern von Hoch-Rhätien noch unbestimmter und schwankender.

Obgleich hundert Jahre vor der christlichen Zeitrechnung die Ueberreste des cimbrischen Heeres, nachdem dieses in der Hauptschlacht bei Verona (653 a. U. C. 101. a. Ch.) von Marius entweder getödtet, gefangen, oder in die Flucht gesprengt worden war, sich in die Thäler Rhätiens und in die Norischen Länder flüchteten, um für eine kurze Erholung Schutz zu suchen, obgleich funfzig Jahre später während der Kriege Cäsar's mit den Galliern und dem germanischen Stamme der Sueven, auch die Rhätier als Grenz-Nachbaren mit diesen Völkern in Berührung kamen, so läßt sich dennoch aus mehreren Gründen annehmen, daß ihre uralte Sprache keine merkliche Veränderung erlitten habe, theils weil die Rhätier als ein durch hohe Berge von den übrigen abgesondertes und seiner Kraft bewußtes Kriegsvolk sich nur selten mit andern Nationen in Bündnisse einließen, theils weil jene Gallier und Sueven gleichsam nur durchstreifend das Rhätierland berührten, und die wenigen dem Racheschwert des furchtbaren Marius entronnenen Cimbrer sich ohne Zweifel noch der weit größeren Anzahl von Männern, welche zudem eine Art von Schutzherren waren, in Lebensweise, Sprache und Sitte fügen mußten.

Ein Paar Wörter *), die als Ortsbenennungen wegen ähnlichen Lautes noch an das seit Jahrhunderten vom Schauplatz der Zeit verschwundene Volk der Cimbrer erinnern könnten, sind nicht hinreichend, das Gegentheil meiner Vermuthung zu behaupten, und selbst Hormayer **), der genaue Kenner jener und der angrenzenden Tyroler-Lande, äussert sich:

„Wenn auch in unsern Thälern Namen und „Spuren des Cimbrischen Zuges vorkommen, so „ist doch alles, was man von ihrer Sprache und „ihren Sitten zu finden wähnte, von andern „Anlässen und aus viel spätern Zeiten."

Selbst in der wichtigen Zeit von August's Regierung, als der mächtige Brutus, um die wiederholten Einfälle in das Römische Gebiet und die Unbilden seines Volkes zu rächen, bis in das Herz von Rhätien vordrang, als später Tiberius ***) mit furchtbarer Strenge deren kühne Unternehmungen gegen die Gallier bestrafte, und endlich beide Römerfürsten den Kern des Rhätischen Volkes unterjochten, ist es nach ernster Prüfung nicht denkbar, daß ihre Sprache eben so wenig, als ihre Sitten, nach Römerweise umgewandelt wurden? Denn die stolzen, an Pracht und Ueppigkeit gewöhnten Sieger überließen den Ueberwundenen gern die wilde Einsamkeit der Hoch-Alpen, ihre barbarischen

---

*) Cembra, ein Dorf am Eingange des Fleimseethales am Lavisbache.

**) Geschichte der gef. Graffschaft Tyrol. S. 84.

***) Dio Cassius Lib. 45. c. 22.

Töne und die rauhen Lebens-Gebräuche. Livius*), der wohl nie unbedingteren Glauben verdient, als wenn er von den Kriegen der Römer mit den benachbarten Stämmen seiner Vaterstadt Padua spricht, scheint dieser Meinung beizupflichten.

Als endlich in der Periode der großen Wanderung die barbarischen Völker aus Norden und Nordosten in Italien eindrangen, Alles, was ihnen begegnete, gleich Strömen mit sich fortrissen, das Römische Reich zerstörten, und auf den Trümmern desselben neue Staaten gründeten: da mag mit der Religion, der Verfassung, den Sitten, auch die Sprache der Rhätier (eben weil durch die Bekanntschaft mit neuen Gegenständen aller Art auch das Bedürfniß neuer Benennungen eintreten mußte) einige Veränderungen erlitten haben. Jedoch blieb Wurzel und Hauptcharakter unverändert, weil in Rhätien, als einem von aller Communication stets abgeschlossenen Lande, wenig Cultur, deren Werk und Werkzeug die Sprache ist, Eingang gefunden und deshalb auch nur ein Idiom statt gefunden hatte; da im Gegentheil zu jener merkwürdigen Zeit die edle Sprache der Römer in dem beständigen Wechsel der Oberherrschaft und dem Strudel von barbarischen Sprachen unterging.

---

*) Quia vero populosa erat gens Rhaetorum, videbanturque bellum retentaturi, maximam ejus et aetate validissimam partem inde abduxerunt, iis relictis, qui et colendae ei regioni sufficerent et ad rebellandum non satis virium haberent. Livius. Lib. LIV.

Nur die Mundarten blieben (obgleich auch diese nicht ohne große Vermischung) als die Sprache des Volkes in den verschiedenen Provinzen; denn ein Volk kann wohl ohne gemeinschaftliche Verfassung, ohne wissenschaftliche Cultur, ja ohne Schrift, aber nicht ohne Sprache seyn. Und eben so wenig ehemals die allgemeine Herrschaft der lateinischen oder altrömischen Sprache sie hatte verdrängen können, eben so wenig zog auch späterhin der Untergang derselben den Untergang der Mundarten nach sich. Aber sie wurden sämmtlich während der langen Herrschaft der Gothen, Longobarden und anderer deutschen Völkerschaften in Italien durch diese nördlichen Sprachen mehr oder weniger verändert und verdorben, je nachdem der Aufenthalt jener Barbaren in den Provinzen von längerer oder kürzerer Dauer war. In dem gebildeten Italien, und vorzugsweise in den der Stadt Rom zunächst gelegenen Provinzen mußten die Veränderungen nothwendig von ganz anderer Gestalt seyn, als in den Thälern des uncultivirten Rhätiens. Da litten vorzugsweise die grammatischen und prosodischen Formen der alten Sprache durch jene Völkervermischung, während der materielle Theil derselben, die Wörter selbst, (den Verlust ihrer Endungen abgerechnet) sich, wenn auch nicht ganz, doch größtentheils erhielten. In jenem Alpenlande aber wurde der Mundart nichts benommen, sondern nur, so wie der Geist des Volkes durch fremde Begriffe, so dessen Sprache durch neue Ausdrücke und Benennungen bezeichnet.

In jener Zeit der Völkerwanderung (im V. Jahrh. nach Ch.), da Roms Herrschaft über alle italischen Pro-

vinzen und so auch über Rhätien gänzlich erloschen war, da immer neue Heereszüge gen Süden strömten und der Alemannische Bund zu einem der mächtigsten von den Bündnissen der Germanen sich erhob, wurde Nord-Helvetien von den Alemannen überfallen und größtentheils behauptet. Aus diesem Grunde ist es annehmbar, daß die Schweizer meist von den Alemannen herstammen, weshalb auch die deutsche Sprache und kein anderer Dialekt daselbst einheimisch geworden ist. Die Rhätier, deren Grenzen vor ihrer Unterjochung unter Octavian August sich bis an den Lacus Brigantinus (Bodensee) erstreckt hatten, wurden nun in die tiefsten Thalgründe zurückgedrängt, und der Engpaß vom Luciensteig blieb ihre nördliche Grenze.

Die vielen Wörter, die sich in der Romaun'schen Sprache vorfinden, und von denen der strengste und geübteste Etymologe die lateinische Wurzel nicht mehr nachzuweisen vermag, sind aus oben angeführten Gründen nach meinem Erachten Wörter von Alemannischem oder altgermanischen Ursprunge. Daß Adelung's Frage, die er einst im eifrigen philologischen Gespräche mit einem Schweizergelehrten gethan hat: „Ob sich im Romaun'schen außer der hetruskischen und alemannischen „vielleicht Spuren einer dritten oder ursprünglichen Sprache nachweisen lassen, die von jenen beiden „ganz unabhängig und verschieden sei?“ meiner Vermuthung keinen Eintrag thue, glaube ich von jedem ernsten Kritiker hoffen zu dürfen, da es allgemein bekannt ist, daß es selbst einem der größten Geschichtschreiber, den die neuere Zeit hervorgebracht, Johannes von Mül-

ler, nicht einmal gelang, die Geschichte der Schweiz und Rhätiens weiter hinauf als bis zu Christi Geburt zu verfolgen, und daß dieser unsterbliche Mann nichts anders erforschen konnte, als daß ein großes Volk mit äußerst rauhen Sitten (Celten, Kelten, Kalten, Galen) die unabsehbare Strecke der helvetischen und ost-gallischen Länder eingenommen habe.

Um also celtische Urwörter gründlich zu erforschen, dürften nebst reichlichen Quellensammlungen ganze Corporationen und ein langer Zeitraum erforderlich seyn.

XIII.

Zwischenwort über die streitige Erfindungsgeschichte der Buchdruckerkunst.

Ueber meine neue Prüfung der Haarlemer Ansprüche auf die Erfindung der Buchdruckerkunst (Hermes 1823, 4. Band) haben sich einige so wunderliche Stimmen vernehmen lassen, daß ich mich, ehe in diesem Tone weiter fortgesprochen wird, über einiges zu erklären genöthigt sehe, was sich eigentlich wohl von selbst hätte verstehen sollen.

Es ist eine wahre Schwachheit, wenn man hier und da ein Gewicht darauf legt, daß Meermann in frühern Jahren über die Sache, welche er später vertheidigte, abgesprochen habe. Als wenn das nicht häufig der Welt Lauf wäre; als wenn nicht ein Tag den an-

dern lehrte; und als wenn sich nicht der redliche Forscher eben dadurch bewährte, daß er täglich weiter vorzudringen strebt, unbekümmert, ob dann seine frühere Meinung, wie öffentlich er dieselbe auch ausgesprochen haben möge, ferner bestehen werde. Wer die origines typographicas nicht blos durchblättert, sondern mit eigner Kenntniß und mit Vergleichung der gegenseitigen Verhandlungen über diesen Gegenstand durchstudirt hat, wird eingestehen müssen, daß jenes grundgelehrte Werk nur in einzelnen Theilen widerlegt, keineswegs aber im Ganzen vernichtet ist. Der tiefe Kenner Breitkopf selbst, den der Tod vor Vollendung seines großen Werks wegraffte, hatte nicht aus geschmeidiger Fügsamkeit oder „freundschaftlicher Gefälligkeit für Meermann" (es ist wahrhaft lächerlich, dem bekannten vesten, ja unbeugsamen Charakter jenes Mannes eine solche zuzumuthen), sondern getrieben von Ahnungen, die bei einem solchen Forscher wohl etwas sagen wollen, so wenig sie auch unkundige Nachbeter zu würdigen verstehen, die Möglichkeit eines nähern Nachweises der holländischen Erfindung nicht nur deutlich ausgesprochen, sondern zugleich, weil es ihm redlich um Wahrheit zu thun war, wirklich auch g e h o f f t. Durch die verdienstvollen Untersuchungen eines Schöpflin, Sprenger, Gotthelf Fischer u. a., welche sich lediglich auf Deutschland beschränken und Holland fast ganz aus den Augen lassen, sind die Haarlemer Ansprüche noch bis auf den heutigen Tag nicht widerlegt. Es kann ja Alles, was ihre Forschung gefunden, buchstäblich wahr seyn, und dennoch auch Haarlem sein Recht behalten. Serna Santander aber ging

zu sehr von äußern Zeugnissen aus, legte bei seiner Untersuchung die deutschen Documente zu ausschließend zum Grunde und konnte seine niederländische Eifersucht viel zu wenig verbergen *), als daß er ein helleres Licht über die Streitfrage zu verbreiten im Stande gewesen wäre. Dieselbe nationale Eifersucht raubt auch dem ohnehin mit gar nichts belegten Urtheil des Professor Reiffenberg in Löwen, auf welches ein Correspondent in der Allgemeinen Zeitung (1825, Beilage zu Num. 359) seine ganze Hoffnung baut, alles Gewicht. Ein Flamländer ist in dieser Sache ein eben so wenig unparteiischer Richter, als derjenige Deutsche, der die große Masse der Verdienste seiner Nation so wenig kennt, um ein klein wenig eiteln Ruhm mehr, wäre es auch auf erlogne Weise, zu erbetteln. —

Das mag wohl hart gesagt seyn; aber es sei gesagt! Härter ist es in der That nicht, als der Vorwurf, den mir meine Gegner machen, ich hätte „gegen den Ruhm meiner Nation gekämpft." Mit einer so unwissenden Verläumdung kann ich mich unmöglich in einen Kampf einlassen, der mich nur herabwürdigen würde. Daß ich S. 84 meiner Deduction deutlich aussprach, ich halte diese Erfindung für eine zweimal gemachte, daß ich S. 80 die gänzliche Unabhängigkeit der deutschen Erfindung von der holländischen mit unverhehlter Wärme vertheidigt, und daß ich S. 81 und 83 der holländischen Erfindung den Einfluß auf Wissenschaft und Literatur, dessen sich die deutsche rühmen darf, abge-

*) Diction. bibliogr. T. I. p. 35 und 54.

sprochen habe, das wird jedem meine Unparteilichkeit verbürgen; nur denen nicht, die auf meine Abhandlung schmähen, ohne sie gelesen zu haben.

Und sollten denn meine Gegner im Ernst nicht wissen, daß die neu angeregte Streitfrage bei dem jetzigen Stande der Wissenschaft auf eine ganz andere Weise erörtert werden könne und müsse, als bisher? Wozu nützte denn die seit Meermann's Zeit so sehr erweiterte Kenntniß der alten Drucke, wenn sie nicht bei dieser rein typographischen Frage in Anschlag gebracht werden dürfte? Sollen wir Bibliographen, die wir nicht blos Vogt und Bauer nachtreten, denn immer und ewig nur für Bouquinisten, Auctionatoren oder Curiositätenkrämer forschen? Und sollen wir Bibliothekare, denen ein tieferes Studium der Bibliographie von Amtswegen obliegt, uns kein anderes Verdienst erwerben dürfen, als das kläglich mechanische, ein und das andre verlangte Buch vom bestaubten Brete herabzulangen? Ich wenigstens denke von meinem herrlichen Berufe anders. Er soll durch die Erinnerung an die Leistungen der frühern Zeit Eintracht und Frieden und Ausgleichung in die Bestrebungen der Gegenwart bringen, die ihre Ansprüche und Forderungen oft zu hoch stellt.

Und das habe ich, der ich niemals nur dem Titel nach Bibliothekar seyn mochte, auch in dieser Untersuchung redlich gewollt. Die Deutschen führen ihren Beweis mit äußern, die Holländer mit innern Zeugnissen. Die Partie ist nicht gleich. Aber welcher verständige Richter wird einen Beklagten deshalb verurtheilen, weil ihm ein Zufall die äußeren Beweise seiner

Unschuld geraubt oder verweigert hat? In einem solchen Falle muß der Thatbestand auf die Entscheidung führen, und worin konnte dieser hier anders bestehen, als in den Resultaten, welche aus der Vergleichung der frühesten Drucke beider Nationen gezogen sind? Es giebt eine doppelte historische Kritik: eine niedere, welche blos auf ausgeschriebenen Jahrzahlen und auf einigen in aller Form Rechtens abgefaßten Documenten beruht (und dieß ist die gewöhnliche Zeitungsschreiberkritik, welche Herr Lehne mit großer Selbstgefälligkeit als die alleinige historische Kritik preißt), und eine höhere, welcher eine nicht minder historische Analogie zur Grundlage dient und deren Uebung unstreitig eine ungleich umfassendere Kenntniß und eine größere Schärfe der Beobachtung voraussetzt.

Ich habe meine Untersuchungen auf zwei großen Hauptbibliotheken Deutschlands, Dresden und Wolfenbüttel, mehr, als irgend einer meiner Vorgänger in dieser Untersuchung, aus eigner Ansicht zu machen die glückliche Gelegenheit gehabt. Schwerlich werden sich zwei Bibliotheken für eine solche Forschung gegenseitig auf so befriedigende Weise ergänzen, als es die zwei genannten thun, und insbesondere bietet für die ältesten holländischen Drucke Wolfenbüttel einen so reichen Apparat dar, daß wenige deutsche Bibliotheken eines ähnlichen sich werden rühmen können. Ich habe in meiner Deduction absichtlich alle Kunst der Darstellung und einer auf den Effect berechneten Anordnung verschmäht, und alle gewonnenen Resultate, ja den ganzen Gang der Untersuchung selbst, genau in derselben Folge dargelegt,

in welcher ich von einem Puncte zum andern gelangt war. Der Leser sollte mir Schritt für Schritt folgen und ohne Mühe selbst untersuchen können, ob ich irgendwo einer unsichern Beobachtung oder einem kühnen Schlusse zuviel vertrauet habe. Daher entwickelte ich nicht nur in meiner Abhandlung, sondern auch in dem Artikel über Buchdruckerkunst in der Ersch'- und Gruber'schen Encyklopädie (B. 14. S. 224 ff.) gleich zu Anfange die kritischen Grundsätze, welche mich bei meiner Untersuchung geleitet hatten, und deren Prüfung meinen Gegnern vor allen Dingen oblag, ehe sie über die auf diesem Wege gewonnenen Resultate selbst ein Urtheil fällten. Wo ist aber diese Prüfung zu sehen, oder wo haben sie auch nur Einzelnes dagegen erinnert? Herr Lehne freilich sagt, ich sei „in der historischen Kritik auf einen falschen Weg gekommen", und sein Geistesverwandter Allgemeiner Zeitungscorrespondent beschuldigt mich gar, „ich wolle der historischen Kritik eine falsche Richtung geben". Aber jenem Sagen und diesem Beschuldigen fehlt aller Beweis, und Unziemlichkeiten sollen nach der Meinung jener Herren die Stelle der Gründe ersetzen, die ich ihnen nicht erlassen darf. Und wollte ich sie ihnen auch erlassen, so bliebe ihnen doch immer die Verpflichtung, meine Untersuchung und Vergleichung der ältesten holländischen und deutschen Drucke, welche ja meiner ganzen Untersuchung zum Grunde liegt, gründlich und mit technischer und paläographischer Einsicht zu prüfen. Ich durfte dieß, als Bibliothekar, sogar fordern, um so mehr, als der eine meiner Gegner selbst Bibliothekar und mittelbarer Nachfolger des aus-

gezeichneten Gotthelf Fischer ist. Aber eben dieser Gegner ist es, welcher zu behaupten wagt, „ich schiene der bloßen Aehnlichkeit der Typen das einzuräumen, was nur der völligen Gleichheit gebühre." — Der Aehnlichkeit? — Ich, der ich von dem Grundsatze ausgehe, die holländische und deutsche Type sei sich gegenseitig gänzlich unähnlich: ich, der ich diese Unähnlichkeit zum Grunde meiner ganzen Untersuchung lege — ich soll der Aehnlichkeit zuviel einräumen? — Nun wahrhaftig, ein solcher Gegner darf eben noch von „Recensentenkniffen" sprechen, wie er es in seiner gewählten Sprache thut.

Es möge daher an einigen einzelnen Erinnerungen gnügen, welche ich auf Veranlassung jener Entgegnungen zu machen veranlaßt bin. Der überstrenge Beurtheiler der Heller'schen Geschichte der Holzschneidekunst im vorjährigen Conversationsblatte erwartet eben von der Holzschneidekunst die wesentlichsten Aufschlüsse über die älteste Buchdruckergeschichte. Ich sehe nicht, auf welche Art, da es jener Kunst noch weit mehr an alten sichern Nachrichten fehlt, als der Buchdruckerei. Ihre Documente für die Zeit, von welcher wir hier sprechen, beschränken sich auf die datirten deutschen Blätter von 1423, 1437 und 1439, und auf den höchstwahrscheinlich nach Flandern gehörigen heil. Bernhardinus von 1454. An anderweitigen äußern Nachrichten fehlt es fast ganz. Mithin würden sich alle aus diesen Arbeiten herzuleitenden Erläuterungen blos auf die Zeichnung und auf die Manier des Holzschneiders beziehen können, und für solche Beobachtungen, welche sich den ungleich begründeteren

Typen- und Papieruntersuchungen nicht an die Seite stellen dürfen, liegt die Geschichte der Holzschneidekunst vor der Hand noch zu sehr in der Wiege, und hat im Gegentheil von der Geschichte der Typographie Licht zu erwarten. Das dritte Stück der Bydragen Herrn Koning's, welches bis jetzt noch nicht erschienen ist, wird eine für beide Künste höchstmerkwürdige Nachricht von der Auffindung der Costerschen Platten zur biblia pauperum und ars moriendi enthalten, welche in den nördlichen Provinzen von Holland geblieben und von einem andern Drucker des 15. Jahrhunderts theilweise in verschiedenen andern Büchern angebracht worden sind. Daß Veldener im Besitze solcher Platten war, wußte man schon früher; seit ich aber in Wolfenbüttel Der bien boeck (Zwoll, Peter van Os, 1488, F.) zu untersuchen Gelegenheit hatte, glaube ich vermuthen zu dürfen, daß sich Herrn Koning's Entdeckung auf diesen letztern Drukker beziehe. Denn auf dem Titelblatte dieses Buchs finden sich als Vignetten die beiden Mitteldarstellungen der Tafeln s und t (des zweiten Alphabets) der biblia pauperum, den heil. Nicolaus und die Hölle enthaltend *). Es ist sichtbar, daß sie Fragmente ganzer Platten sind, welche am Rande beschädigt seyn mochten und nur in der Mitte sich gut erhalten hatten. Daß

*) Dieselben, welche in Dibdin's biblioth. Spenc. T. I. p. XXVIII. und XXIX. abgebildet sind. Welcher Ausgabe der biblia pauperum diese Vignetten angehören, konnte ich nicht ausfindig machen. Der ersten und zweiten (nach der Heineken'schen Zählung) nicht.

aber diese Platten Holland angehören, geht schon aus diesem localen Wiederauftauchen mit einer Wahrscheinlichkeit hervor, welche nur durch eine gegenseitige gleiche Wahrscheinlichkeit aufgehoben werden könnte. Und damit ist, wie wir hoffen, abermals ein neues äußres Zeugniß mehr gewonnen.

Wer redlich mit mir nach Einem Ziele strebt, schlüge er auch einen von mir ganz verschiedenen Weg ein, dem biete ich mit herzlicher Wärme die Hand. Die Frage, um welche es sich hier handelt, ist, so sehr sich auch ihre Lösung durch mikrologische Untersuchungen hindurch winden muß, fürwahr keine geringe. Zwei ausgezeichnete Nationen streiten seit zwei Jahrhunderten um den Ehrenkranz einer Erfindung, deren Ruhm und welthistorischer Einfluß in der That des Streites werth ist. Aber eben aus diesem Grunde ist derjenige, der bei der neuaufgeregten und mit neuen Gründen unterstützten Streitfrage als Mitsprecher auftritt, verpflichtet, sich mit einer sich selbst und Andere achtenden Würde und mit einer diese Achtung bewährenden Tiefe der Forschung auszusprechen. Man urtheile selbst, ob auch nur der Titel von Herrn Lehne's „einigen Bemerkungen über das „Unternehmen der gelehrten Gesellschaft zu Haarlem, ihrer Stadt die Ehre der Buchdruckerkunst zu ertrotzen" (Mainz, 1823, 8.) den Gesetzen literarischen Anstands entspreche. Daß dieser in der ganzen Schrift durchgängig verletzt sei, und daß sich keine Spur von eigenthümlicher Forschung in derselben zeige, das war ich in meiner von der Redaction mir wiederholt abgeforderten Beurtheilung jener zwei Bogen in der Hallischen Literatur-

Zeitung (1824 num. 128.) offen einzugestehen nicht nur der Wahrheit, sondern auch der Ehre der Wissenschaft und meiner Nation, ja meinen Berufsstudien selbst schuldig. Herr Lehne wird mir hoffentlich das Stimmrecht um so weniger absprechen, als ich zu gleicher Zeit eine eigne Abhandlung über denselben Gegenstand arbeitete, welche, wie vieler nähern Bestimmungen und Vervollkommnungen sie auch fähig ist, doch wenigstens beweißt, daß ich wisse, warum es sich hier handle. Er wüthete gegen den Recensenten, der sich nach den damaligen Gesetzen jenes Instituts nicht nennen durfte, aber für den der Literatur kundigen Bibliothekar durch den Schluß seiner Anzeige offen genug genannt hatte, in einem seiner Schrift unter einem neuen Titel beigefügten sogenannten Nachtrage, auf welchen ich, weil in demselben nur eine unartige Leidenschaftlichkeit sprach, zuverlässig nicht Ein Wort erwiedert haben würde, hätten mich nicht die Gesetze jenes literarischen Instituts dazu genöthigt. In dieser meiner Erwiederung (1825. Februar num. 49. S. 405 — 408.), unter welcher ich mich absichtlich und freiwillig nannte, habe ich mich mit Uebergehung aller Unziemlichkeiten, die sich Herr Lehne erlaubt hatte, lediglich damit begnügt, seine Scheingründe zu widerlegen. Mein Ton war ein ernster, aber ein durchaus anständiger, und er konnte es um so mehr seyn, jemehr es mir bei dieser Zurückweisung nur um die Sache selbst, nicht um mich oder meinen Gegner zu thun war. Jetzt widerholt er in einer an die Redaction der hallischen Lit. Zeitung eingesendeten Antwort

das schon zweimal von mir Widerlegte zum drittenmal. Wenn er doch aber auch nur einen einzigen neuen Grund angeführt, oder auch nur das Allermindeste zur Widerlegung meiner eignen Deduction vorgebracht hätte! Daß er sie, die von Grund aus auf der Untersuchung und Vergleichung der ältesten beiderseitigen Drucke beruht, kurzweg als eine Hypothese behandelt, gestehe ich von einem Bibliothekar am wenigsten begreifen zu können. Und überdieß ist er mir die Nachweisung, worinn denn eigentlich das Hypothetische meiner Beweisführung liege, völlig schuldig geblieben. Er liebt es nun einmal, mit äußern Zeugnissen gegen mich zu kämpfen, vermeidet aber klüglich, mir auf meine Erinnerung, daß diese, als etwas ganz Zufälliges, Nichts, schlechterdings Nichts, gegen die Holländer beweisen, irgend etwas zu antworten. Denn alle gerichtlichen Zeugnisse für Gutenberg verdanken wir doch sichtlich dem einzigen Umstande, daß er zu arm war, um seine Erfindung auf eigne Kosten ins Werk zu setzen, und daß er sich in Folge dieses Unvermögens zu Gesellschaftsverbindungen und zu Anleihen genöthigt sahe, welche seine Privatunternehmung zum Gegenstande gerichtlicher Erörterung machten. Coster dagegen war, wie urkundlich bewiesen ist, ein reicher Mann und selbst ein angesehenes Mitglied des Magistrats seines Wohnorts. Seine Erfindung war daher nicht mit Umständen verknüpft, welche ihn zu gerichtlicher Hülfe Zuflucht zu nehmen genöthigt hätten, und die durch den in seiner Officin verübten Diebstahl veranlaßte einzige Einschreitung einer öffentlichen Behörde

ging dadurch für die Nachwelt verloren, daß bei dem Brande des alten Rathhauses zu Amsterdam im Jahre 1652 ein großer Theil des dasigen Stadtarchivs vernichtet wurde. Wer unter so auffallenden Begünstigungen des Zufalls von der einen und unter solchen Vernachlässigungen desselben von der andern Seite dennoch nur auf äußere Zeugnisse pocht, der beweißt eben dadurch, daß er, aufs mildeste sei es gesagt, auch nicht einen Begriff von dem habe, was historische Kritik ist, und daß es schlechterdings unmöglich sei, sich mit ihm in eine wissenschaftliche Untersuchung einzulassen. Ich habe, weil ich jene Ungleichheit der äußern Zeugnisse anerkannte, für Pflicht gehalten, die Untersuchung auf die innern Entscheidungsgründe zu leiten. So lange Herr Lehne nicht auf diese eingeht, so lange läßt er Zweifel gegen seine Befähigung zum Mitsprechen bestehen, die ich um so weniger zu lösen vermag, jemehr ich überzeugt bin, daß eben hier die beste Gelegenheit für einen tüchtigen Bibliothekar sei, sich als wahren Kenner seines Fachs zu bewähren. Sobald Herr Lehne zeigen wird, daß er nicht blos die ältesten deutschen, sondern auch die holländischen Drucke mit pflichtmäßiger Unparteilichkeit und tieferer Kenntniß untersucht hat, sobald werde ich ihm gern die Hand zur gemeinschaftlichen wissenschaftlichen Untersuchung bieten. Aber mit Fackelaufzügen und Compotationen der Mainzer Clubbisten zu Ehren Gutenbergs ist es nicht gethan, und die Holländer *) haben nicht mit Unrecht über eine

*) Allgemeene Konst- en- Letterbode 1824. Th. II. S. 339. not.

Art der Beweisführung gelächelt, welche den Mainzern alles Recht genommen hat, sich über die Haarlem'sche Jubelfeier ferner unnütz zu machen.

Von einer Widerlegung der neuen Rechtfertigungsversuche Herrn Lehne's kann nicht die Rede seyn; denn überall kehrt seine frühere Art und Kunst wieder. Breitkopf hat, was auch Herr Lehne sage, mit deutlichen Worten die Hoffnung ausgesprochen, daß noch später Zeugnisse für die holländische Erfindung gefunden werden würden, und Herr Lehne hat noch heute mit Angabe des Buchs und der Seitenzahl nachzuweisen, daß der wahrlich nicht in verba magistri schwörende Breitkopf jene Stelle seinem Freunde Meermann zu Gefallen geschrieben habe. Man darf nur Herrn Lehne's mühsam gewundne und gedrechselte Perioden ansehen, um sogleich zu finden, auf wessen Seite die Wahrheit ist.

Die entschiedenste Blöße giebt er sich in der Beantwortung meiner Einwendung, daß er in seiner ersten Schrift gegen alle äußere und innere historische Zeugnisse einen Unterschied zwischen einem Kirchenvorsteher und Küster Lorenz erdichtet und diese Erdichtung mit Ziffer und Absatz als seinen zweiten Hauptgrund gegen die holländischen Ansprüche angeführt habe. Es ist ergötzlich zu sehen, wie Herr Lehne gerade hier, und eben nur hier, mit ganz andern und zwar eben den innern Gründen zu streiten sucht, die er im ganzen übrigen Laufe seiner Untersuchung als der Beachtung

unwerth verwirft. Sollten es aber denn wirklich innere Gründe seyn? Ich glaube nicht; denn gegen den urkundlichen Beweis, daß damals das Amt eines Aedituus custosve ein sehr Angesehenes war, nichts weiter vorzubringen, als daß es jetzt nicht mehr dasselbe sei, ist doch in der That ein ärmlicher Behelf, durch den meine Einwendung auf keine Weise entkräftet wird.

Was ich gegen die Pariser Parlementsacte wider Faust erinnerte, räumt jetzt Herr Lehne selbst, obwohl mit ganz eignen Limitationen, als ein Versehen von seiner Seite ein. In seinem Nachtrage S. 51 wollte er von diesem Versehen noch nichts wissen, sondern vertheidigte es hartnäckig. Ueber diesen Punct (leider den einzigen!) wären wir beide also einverstanden, und es mag also, mit Herrn Lehne's „Wohlnehmen,“ bei dem Versehen bleiben.

Herr Lehne „gönnt mir“ meinen Glauben, daß in dem französischen Auszuge der Koning'schen Schrift wesentliche Dinge des holländischen Originals weggelassen seien, nachdem ich ihm mit Angabe der Seitenzahl nachgewiesen, daß es sich wirklich so verhalte. Je augenscheinlicher die Wohlfeilheit dieser Vergünstigung ist, desto mehr bedaure ich, ihm nicht die paar Thaler erlassen zu können, welche er, um mit voller Kenntniß über den jetzigen Stand der Streitfrage mitsprechen zu dürfen, an das holländische Original und seine Beilagen zu wenden haben wird. Das alte Schulsprüchelchen:

Dulcius ex ipso fonte bibuntur aquae, möchte wohl eben in diesem Falle seine volle Anwendnng finden.

Und um so mehr Anwendung, jemehr Herr Lehne es zu unternehmen versucht, meine Prüfung seiner Chronologie als „leeren Strohdrasch" zu schelten. Was er vom „leeren Stroh" sagt, möchte vielleicht seine Richtigkeit haben; denn es war ja sein Stroh, welches ich auf der kritischen Tenne zu worfeln hatte. Aber es ist zu gleicher Zeit einem holländischen Gelehrten, der von meiner Duplik damals eben sowenig wußte, als ich von seiner Widerlegung, in den Sinn gekommen, Herrn Lehne's künstliche Arithmetik mit denselben Gründen zu vernichten, welche ich denselben entgegen gestellt hatte. Mein Gegner wird sehr wohl thun, wenn er außer dem holländischen Original der Koning'schen Schrift sich vor allen Dingen auch die Algemeene Konst - en Letterbode 1825. Num. 1 und 2*) verschreiben läßt, wo er in der That weit unglimpflicher behandelt ist, als es sein deutscher Landsmann gethan hat. Dort wird er S. 5 der Schmähungen gegen die holländische Nation und selbst gegen die holländische Regierung, S. 6 absichtlicher Ent-

*) Ebendaselbst war 1824. num. 37. p. 146—149. nicht nur meine Recension der L. Schrift, sondern num. 49—52. p. 338 — 384. auch mein im Hermes befindlicher Aufsatz vollständig übersetzt worden. Im Jahrgang 1825. num. 1. S. 4. wird von dieser meiner Recension geurtheilt: Deze beoordeeling droeg de blyken van met kennis van zaken door eenen onpartydigen Duitschen geleerde te zyn opgesteld.

stellungen, S. 8 willkürlicher Annahmen, S. 10 völlig unwahrer Beschuldigungen überführt, und diese Anklagen sind durchgängig mit Beweisen aus seiner Schrift belegt. Vorzugsweise wird er aber sich gegen das zu vertheidigen haben, was daselbst S. 20 über seine sogenannte Chronologie erinnert wird. Denn was er in dieser Hinsicht gegen mich vorbringt, sind nur Worte, und nichts als Worte, auf welche ich, da Worte keine Gründe sind, nichts zu erwiedern habe. Am wenigsten darf er erwarten, daß ich mich gar mit seinem Abschreiber, der den arithmetischen Schnitzer mit Gale's Lebensalter auf sich nehmen soll, einlassen werde. Herr Lehne hat mich zu sehr belehrt, daß in der historischen Kritik alles auf Zeugenverhöre ankomme, als daß ich ihm in seiner eignen Sache so schlechtweg Glauben beimessen könnte.

Dieß sind die „überzeugenden Gründe," die „wenigen aber inhaltreichen Worte" und „die mit tiefer Sachkenntniß geführten Behauptungen" des Herrn Lehne, welche der gutmüthige Köllner Correspondent in der Allgemeinen Zeitung rühmt! Ein Köllner hätte zufolge meiner Aufforderung S. 84 nun wohl etwas Mehreres sagen müssen; indessen wer so vollständig, wie er, beweißt, daß er von der ganzen Sache nichts versteht,*) dem sei diese Verpflichtung gern erlassen.

---

*) Daß er blos in Auftrag gegen mich zu Felde zieht, geht daraus hervor, daß er nicht einmal weiß, wo ich denn eigentlich die holländischen Ansprüche in Schutz ge-

Auch Herr Professor Lichtenberger zu Strasburg hat auf dem Titel seiner Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst (Strasburg, 1824. 8.) eine „vollständige Widerlegung der Sagen von Haarlem" verheißen. Aber auch er kämpft blos mit den Mainzer Zeugnissen gegen die Haarlemer Erfindung an, berührt, ohne die Koning'sche Deduction in ihrem ganzen Zusammenhange zu verfolgen, nur Einzelnes, übergeht außer vielem Anderen sogar die auffallenden localen Entdeckungen und neuen urkundlichen Nachrichten über den Erfinder und den ältesten Berichterstatter, welche laut für Haarlem zeugen, gänzlich mit Stillschweigen, und nimmt bisweilen selbst zum leeren Absprechen seine Zuflucht.*) Auch er hat nur den französischen Auszug der Koning'schen

---

nommen habe. Er spricht von der Haarlemer Literaturzeitung, sicherlich auf ein fremdes Hörensagen von der Konst - en Letterbode, in welcher meine Deduction übersetzt worden ist. Ohne meine Abhandlung weder im Original im Hermes, noch in der Uebersetzung in jenem Journal gelesen zu haben und ohne etwas von meiner Recension der Lehne'schen Schrift und meiner Duplik zu wissen, spricht mir der wunderliche Mensch das Gefühl für Nationalruhm ab. So sehr bestätigt es sich auch hier, daß niemand leichter einen guten Namen antastet, als wer selbst nicht viel zu verlieren hat.

*) Z. B. S. 43 und 54, wo er die für bewegliche Type zeugenden verkehrtstehenden Buchstaben zu bloßen Versehen des Holzschneiders macht. Eben so macht er S. 30 den Lorenz durchaus zu einem bloßen Unterküster, während es doch urkundlich bekannt ist, daß er auch die

Schrift, nicht das holländische Original mit seinen Nachträgen, benutzt. Der beigefügte Anhang über die ältesten Strasburger Drucker ist ebenfalls unbefriedigend. Ich erwartete hier über die Drucke mit dem sonderbar gestalteten R und S, über die verschiedenen Typengattungen Mentelin's und Eggesteins, und über den C. W. von 1474 nähere Aufschlüsse und Untersuchungen zu finden; fand mich aber getäuscht.

Denn (um es endlich nur offen zu gestehen) ich halte die ganze Incunabelnkunde, mit so voller Ueberzeugung ich sie auch zu den dringendsten Erfordernissen eines tüchtigen Bibliothekars rechne, nur für ein müssiges Spielwerk, wenn sie nicht mit höherer historischer und wissenschaftlicher Beziehung betrieben wird. Ihre Erforschung wird und darf deshalb eine um nicht weniger tiefe und detaillirte seyn. Man messe immer mit dem Zirkel, man beachte jede Spitze, jeden Schweif, jede Abbreviatur und jede Interpunction, man zähle Zeilen und schaue nach Signatur, Custos und Seitenzahl: und der Bibliograph und Bibliothekar wird darum immer noch nicht unter dem haarspaltenden Facultisten stehen. Aber es ist weder bei diesem noch bei jenem

höchsten Magistratsstellen seines Wohnorts bekleidete, zu denen man doch gewiß nie einen bloßen Unterküster würde haben gelangen lassen. In Van Zuyrens S. 12. angeführter Stelle ist das Wort certe ganz unrichtig durch sicher (statt wenigstens) übersetzt, und dadurch in die wahrlich nicht für Mainz zeugenden Worte der ganz entgegengesetzte Sinn gebracht.

mit dem bloßen Haarspalten gethan. Jene Specialuntersuchungen müssen, wenn sie wahren Werth haben sollen, zur gründlichen Erkennung des Eigenthümlichen, diese zur erfolgreichen Vergleichung und Unterscheidung des Verschiedenartigen führen. Hat man Urtypen und nachgebildete Typen, provinzielle und örtliche Typenverwandschaften und Verschiedenheiten richtig auffassen lernen, so gelangt man zu einer Uebung des Blicks, welche nicht nur bei undatirten editionibus principibus oft von einem unmittelbar in die Wissenschaft selbst hineinreichenden Nutzen ist, ja sogar oft als einziger Entscheidungsgrund dient; sondern ohne welche auch eine zu irgend einem wahren Resultat führende Erforschung der Erfindungsgeschichte der Buchdruckerkunst schlechterdings unmöglich ist. Deshalb lege ich, der ich mich von aller Rechthaberei frei weiß, auf den von mir bei der Prüfung der holländischen Ansprüche eingeschlagenen Weg allerdings einigen Werth, den ich mir von absprechenden Gegnern, die mir auf diesem Wege nicht zu folgen vermögen, nicht entreißen lasse. Der vorher eingeschlagene Weg führt zu nichts, als zu leerem und erbittertem Gezänk. Die auf meinem Wege gewonnenen Resultate aber stelle ich Jedes Beurtheilung anheim, der sie auf dieselbe Art prüft, auf welcher ich zu ihnen gelangte.

Und so hoffe ich mit redlichem Bewußtseyn, in dieser Sache den alten Ruhm der Gerechtigkeit und Unbefangenheit meines ohne Phrase herzlich geliebten deutschen Vaterlandes besser bewährt zu haben, als es meine Gegner mit ihren verläumderischen Insinuationen

einzugestehen geneigt sind. Die Holländer gaben mir das Zeugniß*): M. Ebert, door meerdere onpartydig - en waarheidsliefde gedreven, heeft nieuwe gronden ten vordeele van Haarlems aanspraak angevoerd. Zyne wyze van beschouwing zal de oogen van vele kundige en onbevoordelde mannen in Duitschland openen. Und ein als Literarhistoriker, wie als Bibliothekar, ausgezeichneter deutscher Gelehrter, dem auch im freundschaftlichen Verkehr nie ein Urtheil feil war, schrieb mir über meine neue Beweisführung: „Für Ihre Rettung der Haarlemer muß Ihnen jeder Unbefangne dankbar seyn; der von Ihnen betretne Forschungsweg ist, nach meiner vesten Ueberzeugung, der einzig richtige, und führt zu einem vesten Ziele. Ueberhaupt ist mit den urkundlichen Thatsachen in der Geschichte der Typographie viel müssiges Spiel getrieben und ihre eigenthümliche Bedeutung und erfolgreiche gründlich-genaue Auslegung zu wenig beachtet und zu gültig-syllogistischen Combinationen selten benutzt worden. Sie thun wohl, wenn Sie sich um das Geschrei und Plänkeln der Fanatisirten und Declamirenden gar nicht kümmern.“ Und gewiß würde das auch geschehen seyn, wäre es nicht Pflicht jedes rechtlichen Mannes, seinen guten Namen gegen Verläumdung zu retten.

---

*) Algemeene Konst - en Letterbode 1825. Num. 2. S. 24.

XIV.

Johann Balthasar Schuppius.

Vom Consistorialrath und Oberbibliothekar D. Wachler in Breslau.

Erste Hälfte.

Die Gerechtsame der Oeffentlichkeit wurden in der alten Welt von Staatsmännern, Weltweisen und Dichtern geübt, sie gingen in der neuern christlichen Zeit an die Prediger des Evangeliums über; die Sache des Rechts und der Wahrheit fand unter ihnen viele treue Pfleger und muthige Vertreter; die hebräischen Propheten, der göttliche Erlöser des Menschengeschlechts und seine würdigen Nachfolger, Petrus und Paulus, waren ihre Vorbilder. Es würde einen eigenthümlichen geistigen und sittlichen Genuß gewähren, die Geschichte der christlichen Homiletik lediglich aus dem Gesichtspuncte aufzufassen, wie kirchliche Redner Wortführer für Anerkennung der heiligsten Güter der Menschheit gewesen sind, die furchtbarsten Hindernisse des gesellschaftlichen Gemeinwohles bekämpft und den verderblichen Einwirkungen trotziger Selbstsucht und wüster Sinnlichkeit, der höllischen Macht eines verkehrten Zeitgeistes, den mancherlei Gelüsten der Gewaltigen entgegengearbeitet haben; jedes Zeitalter und jedes Volk bietet reichen Stoff zu solchen Betrachtungen dar. Verweilen wir jetzt ausschließlich bei Deutschland, so begegnet uns eine ehrwürdige große Schaar hochgefeierter Kanzelredner von dem das fromme Gemüth tief ergrei-

fenden edlen Dominicaner Johann Tauler im XIV. und dem humoristischen Züchtiger lasterhafter Unarten, dem Straßburger Dr. Johann Geiler v. Kaisersberg im XV. Jahrhundert an bis auf Valerius Herberger, J. Arnd, Phil. Jac. Spener im XVII. und Reinhard, Marezoll, Schleiermacher, Schuderoff, Dräseke u. m. a. im XVIII u. XIX. Jahrhundert. Fruchtbaren Saamen haben sie ausgestreut auf einem oft undankbaren Boden, und er ist aufgegangen und, wenn seine Stunde kam, reif geworden zur Erndte. Nicht bloß ihre, dem wahren gesellschaftlichen Heile gewidmeten ernsten Bestrebungen, sondern meist auch vielumfassende Kenntnisse, wucherlich benutzte und wohlgeordnete Erfahrungen, Scharfblick und gesunde Urtheilskraft geben ihnen begründeten Anspruch auf dankbare Achtung der Nachwelt. Ihr Beispiel kann die Kleinmüthigen und Zaghaften beschämen, welche sich bergen in schützender Einsamkeit, um nicht anstößig zu werden den Kindern dieser Welt, die das Wort und die Macht an sich gerissen haben und durch Einschüchterung der Einsichtsvollern freies Spiel für ihre Umtriebe gewinnen wollen; es möge strenges Gericht halten über die unwürdig-schlaue Weichlichkeit und Schlaffheit, welche in Rücksicht auf das, was die Leute davon sagen werden und was für den Augenblick Vortheile hoffen oder Nachtheile befürchten läßt, die alleinige Richtschnur ihres Handelns finden und sich selbst mit vermeinten Grundsätzen belügen, denen jeder Wechsel der Stunde eine andere Gestalt und neue falsche

Farbe leiht; es möge den Glauben derer stärken und zu jugendlicher Frische beleben, welche fest daran halten, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen; es möge ihre Ueberzeugung erkräftigen, daß Himmel und Erde vergehen, alle irdische Erscheinungen wie Nebelgebilde zerfließen, aber wahre Gottesfurcht und fromme Rechtlichkeit ihr unwandelbares Daseyn in gränzenlosen Ewigkeiten haben und daß göttliches Licht und himmlische Wahrheit alle Anschläge und Künste ihrer Widersacher endlich besiegen und alle Werke der Finsterniß glorreich überdauern werden.

Diese Betrachtungen rechtfertigen das Unternehmen, einen trefflichen Mann, einen tapfern Sprecher für das evangelische Heiligthum der Menschheit, einen entschlossenen Arbeiter an echt christlicher Veredlung des gesellschaftlichen Zustandes, in das Andenken der Freunde alles Tüchtigen zurückzurufen und seinem beharrlichen Wirken für sittliche Verbesserung des irdischen Lebens die ihm von Rechtswegen gebührende Anerkennung zu sichern oder zu erneuen. Es kann dieses um so weniger für überflüssig erachtet werden, da sein Name fast verschollen ist und sein Verdienst nur von sehr Wenigen mit pflichtmäßiger Gerechtigkeit gewürdigt zu werden pflegt. Auch liegt in der Auffrischung seines Lebens und Strebens darum etwas Anziehendes, weil dadurch zugleich eine Vergleichung der Sitten in der Mitte des XVII. Jahrhunderts mit den unsrigen veranlaßt und die leider nicht erfreuliche Aehnlichkeit zwischen beiden

entfernten Zeitaltern in mannigfaltigen Beziehungen lebendig genug veranschaulicht wird.

Johann Balthasar Schuppius*) lebte in dem stürmischen Zeitalter des dreissigjährigen Krieges, dessen traurige, besonders für Sittlichkeit höchst verderbliche Nachwirkungen lange Zeit in fast allen Gegenden Deutschlands sichtbar blieben. Er war in Gießen 1610 geboren, erwuchs in dem Kreise einer wackeren und wohlhabenden Familie und wurde in dem dortigen Pädagogium für jene Zeit gut unterrichtet. Zwar beschweret er sich (S. 4. der lehrreichen Schriften Frkf. 1684.) über das viele Unnütze und Verkehrte, wodurch seine geistige Bildung aufgehalten worden sei; aber die ihm eigene rege Wißbegier, das gesunde kräftige Streben nach wissenschaftlicher Vervollkommnung, die vertraute Bekanntschaft mit Schriftwerken des classischen Alterthums, der sich von den ersten Jünglingsjahren an nicht verleugnende freie und kühne Blick und ein richtiger geschichtlicher Tact sind ein rühmliches Zeugniß für die Schulanstalt, welche ihren frühreifen Zögling mit solcher Ausstattung entließ. In seinem funfzehnten Jahre bezog der Jüngling die Hochschule in Marburg und beschäftigte sich fleißig mit philosophischen und theologischen Studien, fand jedoch in dem engern Kreise

*) s. Strieder Grundriß zu einer Hessischen Gelehrten- und Schriftstellergeschichte B. 14. S. 43 — 69, wo auch die sämmtlichen Schriften ziemlich vollständig verzeichnet sind.

zünftiger Buchstäblichkeit und herkömmlicher Katheder⸗weisheit keine Befriedigung seines aufstrebenden Geistes und beschloß, die Welt zu sehen. Im 18ten Jahre trat er seine Wanderung zu Fuße an, um Deutschlands grö⸗ßere Städte und Universitäten kennen zu lernen; er kam bis nach Königsberg, wo er längere Zeit verweilte und Sam. Fuchs philosophische Vorlesungen besuchte, durchzog Liefland, Litthauen und Polen, ging nach Ko⸗penhagen und Soroe, von da nach Stralsund und Greifswalde; um nach Rostock gelangen zu können, mußte er hier auf des österreich. Feldherrn Savelli Rath den Soldatenrock anziehen; in Rostock (1631) befreundete er sich mit den Professoren Joh. Coth⸗mann und Pet. Laurenberg, erlangte die Magister⸗würde und begann öffentlich zu lehren (man vergl. S. 268. a. a. O.); diese literarische Thätigkeit wurde bald unterbrochen, als die Stadt von den Schweden belagert wurde. Nach Aufhebung der Belagerung begab er sich über Lübeck, Hamburg und Bremen in sein Vaterland zurück und trat in Marburg als Privatdocent auf. Aber auch hier war seine amtliche Wirksamkeit von sehr kur⸗zer Dauer; die Pest brach aus (1632), Lehrer und Studenten flüchteten, und Schuppius nahm den An⸗trag eines jungen hessischen Edelmanns Rud. Rau v. Holzhausen an, ihn nach Cöln zu begleiten; von da reisete er nach Holland und trat mit ausgezeichneten Männern, Gerh. Joh. Voß, Casp. Barläus, Claud. Salmasius u. A. in Verbindung; er läßt sich darüber also vernehmen (Freund in der Noth

S. 298. d. letzterw. Schr.): „ich band mich nicht an die Universitäten, sondern hielt mich unterweilens in Amsterdam auf und hörte den alten Voß, den hochgeehrten Barläus, und wo ich sonsten einen gelehrten Mann antreffen konnte, mit dem machte ich Kundschaft. Und davon hatte ich mehr Nutz, als von dem großen Heinsius, dem Principe literatorum, welcher von Hoffarth, Einbildung und Eitelkeit trunken war und nicht auf die lectiones meditirte, sondern unterweilen alberne Dinge auf das Katheder brachte. Ich versichere auf mein Gewissen, daß ein Mann zu Amsterdam, welcher bei dem großen Grammaticalisten-Helden so verachtet war, daß ich seinen Namen fast nicht nennen darf, mein bester Lehrer in Holland gewesen ist. Er hat mir in meinen Studien bessere Anleitung gegeben, als zehn Heinse; famam quidam merentur, quidam habent. Ich bin nach Leiden gezogen, nur zu dem Ende, daß ich die Opinion haben möge, daß ich mit dem großen Heinse, dem General-Major in dem bello grammaticali, sei bekannt gewesen. Allein Ihre Excellenz waren so hoffärthig, daß ich eher bei dem Prinzen von Oranien hätte Audienz erlangen können, als bei ihm. Ich höre, er habe sich eingebildet, Caspar Scioppius in Italien sei mein Verwandter.“ — Die Erfüllung des Wunsches, Frankreich und Italien zu bereisen, wurde durch den ausdrücklichen väterlichen Willen, welcher die Rückkehr in die Heimath gebot, vereitelt. Schuppius erhielt kurz nach seiner Ankunft im Vaterlande (1635) die Lehrstelle der Geschichte und Beredsamkeit auf der Universität Marburg und ließ sich

(1641) die Licentiatenwürde und späterhin (1645) den Doctorhut von der theologischen Facultät ertheilen, bekleidete auch (seit 1643) das Predigtamt an der Elisabeth-Kirche. Wenige Jahre nachher folgte er (1646) dem Rufe des Hessischen Landgrafen Johann zu Braubach, der ihn zum Hofprediger, Consistorialrathe und Inspector der Kirchen und Schulen ernannte. Dieser treffliche Fürst, ein musterhafter Haushalter und väterlich strenger Regent, fand Behagen an des geistreichen Mannes derber Freimüthigkeit und ließ sich die kühnsten Aeusserungen desselben gefallen, weil er ihn als ehrlichen Mann bewährt gefunden hatte, und so gewann ungeschminkte Wahrheit, was selten ihr Loos ist, an einem fürstlichen Hoflager ihre Sicherheitsstätte und freundliche Aufnahme. Im Auftrage des Landgrafen wohnte Schuppius dem Abschlusse des Westfälischen Friedens bei und hielt auf Verlangen des Schwedischen Grafen Oxenstierna den 15. October 1648 die Friedenspredigt. Sein Name und Verdienst wurde nun allgemeiner bekannt; der kräftige Prediger erhielt zu gleicher Zeit zwei ehrenvolle Anträge zu kirchlichen Aemtern in Augsburg und Hamburg; den letztern zog er vor und wurde (den 20. Juli 1649) bei der ansehnlichen Gemeinde zu St. Jacob eingeführt. Seltene Rednergaben, eindringliche Herzlichkeit und Verständlichkeit, rücksichtlose Wahrheitsliebe und Freimüthigkeit, immer gleiche Treue in Erfüllung seiner Berufspflichten erwarben ihm ungetheilten Beifall und großes Ansehn. Er selbst berichtet (Freund in der Noth, der Schr. S. 269) darüber also: „Als ich in diese große Stadt kam, hatten

die Leute einen Narren an mir gefressen und thaten, als wenn sie einen Abgott aus mir machen wollten. Die Kirche nahm an Zuhörern gewaltig zu; man mußte neue Stühle machen lassen, dafür die Kirche viele Tausend einnahm. Sie bekamen jährlich etlich tausend mehr in den Klingelbeutel, als zuvor geschehen war. Ich war in meiner und anderer Leute Einbildung ein kleiner Joseph in Aegypten, der seinen Herrn reich machte. Ich ging einmat über einen vornehmen Platz; da standen etliche Leute, welche ihre Hüte abzogen und mir sehr tiefe Reverenz machten. Einer unter ihnen sagte: Da gehet ein Mann, der ist so viel Rosenobel werth, so viel Haare er auf seinem Kopfe hat; das ist ein Mann, der einem die Thränen aus den Angen predigen kann." — Indessen eben solche Auszeichnung weckte Neid und Verfolgung mehrerer unfreundlicher Amtsbrüder, besonders des streitlustigen Seniors Dr. Johann Möller; Schuppius humoristische Schriftstellerei wurde angefochten, Gesinnung und Wandel in Schmähschriften angegriffen, und die Obrigkeit, deren Schutz der Bedrängte suchte, vermochte nur eine scheinbare und bald neu gestörte Ruhe zu erwirken. „So wurde, wie Prof. Lambec in dem Leichenprogramm sagt, Hamburg für ihn ein Schauplatz alles Elendes, eine Schule aller Versuchungen, eine Grube aller Verfolgungen, ein Probierstein der Beständigkeit, eine Uebungsanstalt der Geduld uud eine lebendige Erklärung des güldenen Büchleins Seneca's: warum es frommen Leuten übel gehe, da doch ein Gott ist?" Der rüstige Streiter, ermüdet von den Mühseligkeiten des irdischen Kampfes,

sehnte sich nach Grabesruhe und nach dem Frieden, welchen nur das himmlische Vaterland gewähret; eine heftige Krankheit zerstörte seine körperlichen Kräfte und am 26. October 1661 befreite ihn der Tod von zeitlichen Leiden und aus der Löwengrube angeblicher Rechtgläubigen und unwürdiger Sachwalter der vermeintlich alleingültigen kirchlichen Wahrheit. Er war nur 51½ Jahr alt geworden.

Von dem Umfange seiner Kenntnisse zeugen zahlreiche Schriften; die lateinischen, meist Reden, sind gesammelt im Volumen oratt. Marburg 1642, 4; darunter zeichnen sich aus orator ineptus, de lana caprina, de usu et excellentia Nihili, de dignoscenda proprietate ingeniorum. Außerdem erwarb er sich um das Geschichtsstudium zeitgemäße Verdienste; besonders treten diese hervor im Deucalion christianus s. de vero natali Jesu Christi controversia chronologica. Marb. 1638, 4. und in der mit einer Fortsetzung vermehrten Ausgabe von s. Schwiegervaters Christoph Helwich für jene Zeit ungemein brauchbarem Theatrum historicum et chronologicum. Marb., 1639, F.; vieler anderen, jetzt minder wichtigen, Arbeiten nicht zu gedenken.

Die Eigenthümlichkeit des mit rastlosem Eifer an christlicher Veredelung der Mitwelt arbeitenden Mannes wird durch seine deutschen Schriften beurkundet; sie sind gesammelt unter der Aufschrift: J. B. Sch. Lehrreiche Schr., deren sich beids Geist- und Weltliche, weß Standes und Alters sie auch sind, nützlich gebrauchen können. Hanau 1663. 8; Frankfurt a. M. 1677;

1684; 1701; 1719. 8. Von Seiten der Sprache können sie freilich dem spröderen Geschmacke nicht genügen; denn so kernhaft einzelne Stellen sind (und manche darunter reißen durch natürliche Beredsamkeit und reichen Gehalt wirklich hin), so herrscht doch oft eine beschwerliche Breite vor; die bunteste Mannigfaltigkeit störet das Festhalten des Zusammenhanges, und das vom Feuer eines herrlichen Gedankens ergriffene Gemüth wird durch allzu freigebig ausgegossene Wasserfluthen abgekühlt; dazu kömmt die in jener Zeit allgemein gebräuchliche Sprachmengerei; oft sind nur wenige Zeilen rein von lateinischen, französischen und italienischen Ausdrücken, Redensarten und Sprüchen. Der muthige Leser, welcher sich durch diese Dornengebüsche und Steinhaufen durchzuarbeiten weiß, findet vollständige Entschädigung. Er begegnet neuen, glücklichen und für den unbefangenen Denker aller Zeiten immer gültigen Ansichten und Winken; die Gebrechen des Lebens werden in ihrer Blöße dargestellt; die Bosheiten und Armseligkeiten, die sündhaften Gelüste und wilden Triebe des inneren Menschen werden bis in ihre verborgene Wurzel verfolgt, die Ausreden des Selbstbetrugs und der Heuchelei werden ausgestellt an des hellen Tages Licht, das sie nie vertragen können; die Thorheiten aller Stände werden in ihrer lächerlichen Fratzenhaftigkeit veranschaulicht. Die Urtheile sind schneidend, aber treffend, die Warnungen schonunglos, aber herzlich, die Strafworte hart, aber eindringlich; und überall waltet biblischer Kraftgeist. Gewiß haben wenige Schriftsteller von den Aussprüchen der heiligen Schrift einen so viel-

seitigen und volksthümlichen Gebrauch zu machen gewußt, wie Sch. es verstanden hat. Seine Aufsätze sind sämmtlich durch Zeitereignisse und Bedürfnisse des Tages veranlaßt worden; und eben weil sie tief in ihre Zeit eingreifen, haben sie entschieden bedeutenden Werth für die Nachwelt, wäre es auch blos wegen des geschichtlichen Stoffes, den sie in üppigster Fülle zur Beachtung und Benutzung darbieten. Der Inhalt dieser Gelegenheitsschriften umfasset alle Angelegenheiten des gesellschaftlichen Lebens, Kirche und Staat, Krieg und Frieden, öffentliche Verwaltung und häusliche Einrichtung, Herren und Diener, Männer und Weiber, Eltern und Kinder, Alte und Junge, Reiche und Arme. Geeifert wird mit gleicher Beredsamkeit gegen Unglauben und Aberglauben, stürmische Rechthaberei und abgestumpfte Gleichgültigkeit, tölpische Unbesonnenheit und Alles berechnende Arglist, gegen Hurerei, Sauflust und Spielsucht, gegen Filzerei und Verschwendung, gegen Zweikampf und Feigheit, gegen Umtriebe der Advocaten und Charlatanerie der Aerzte und der Wunderdoctoren, gegen Büchernachdruck und Trödelei der alten Weiber und feinen oder groben Hausdiebstahl, gegen gelehrte Narren und die Schälke im Soldatenrock und in der Kapuze, gegen Kalender-Unfug, Universitätspedanterei, Studentenroheit und Schulenjammer. Die Auswahl dessen, was des Mannes geistige Richtung und sittliche Absichtlichkeit am vollständigsten bezeichnet, fällt wirklich schwer und unter allen seinen Darstellungen dürften vielleicht der geduldige Hiob (S. 152 ff.) und der Ninivitische Bußspiegel (S. 1243 ff.) am geeignetesten

befunden werden, um die wesentlichen Eigenschaften kennen zu lernen, durch welche sich die Erzeugnisse dieses Schriftstellers von anderen verwandten, namentlich von denen des Abraham a S. Clara, unterscheiden.

Zweite Hälfte.

So möge denn hier der Versuch gemacht werden, eine Blumenlese aus Schuppius Schriften, welche fast ganz in Vergessenheit gerathen sind, zu sammeln und diese Auszüge in drei Abtheilungen zu ordnen; die erste soll uns zeigen, wie Schuppius über Staat, Regierung, Verwaltung und öffentliche Angelegenheiten dachte; die zweite bezweckt, den kirchlichen Beamten, den Prediger des Evangeliums und den Förderer der guten Werke des lebendigen Glaubens, und welche Grundsätze im geistlichen Berufe ihn leiteten, kennen zu lernen. Die dritte endlich beziehet sich auf den damaligen Sitten-Zustand in Hamburg.

I.

Ueber öffentliche Angelegenheiten.

1) „Wohl dem Lande, darin die Politici darnach trachten, daß Kirchen und Schulen befördert und Bürger und Bauern reich werden. Wo Bürger und Bauern reich sind, wo man sie nicht gar zu sehr mit Contribution aussauget, sondern ihnen Mittel an die Hand giebt, daß sie einen Stüber erwerben können, wie die Holländer thun, da ist der Herr oder Regent auch reich.

Wo Kirchen und Schulen in gutem Flor sind, da wird die Jugend wohl erzogen. Wo die Jugend wohl erzogen wird, da giebt es fromme Jünglinge und Jungfrauen. Wo fromme Jünglinge und Jungfrauen sind, da giebt es fromme Eheleute, welche es machen, wie Abraham, von welchem Gott selbst sagt Gen. 17, 18: Ich weiß, er wird seinen Kindern und seinem Hause nach ihm befehlen, daß sie des Herrn Wege halten und thun, was recht und gut ist. Wo Junge und Alte auf des Herrn Wege wandeln, da wandelt Gott unter und mit ihnen, da theilet er den Segen aus, welchen Moses Deut. 28 erzählet, da triefen seine Fußstapfen von Fette." S. 44.

2) „Ich erinnere mich, daß einem vornehmen Fürsten gesagt wurde, Ihre fürstl. Gnaden wollen doch die Landes-Kinder vor andern befördern; da antwortete er: Ich bedarf keiner Kinder, sondern ich muß Männer haben, die da thun können, was sie thun sollen. Eine fremde Cyprische Katze, die wohl mausen kann, ist einem Hausvater nützlicher, als alle einheimisch geheckten Ratten und Mäuse. — — Fürwahr das giebt dem Königreich Dänemark einen großen Stoß, daß sie nicht leichtlich Jemand in Kriegs- oder Friedenszeiten zu hohen Aemtern employiren, er sei dann ein Edelmann oder Landeskind. Dagegen bringt das das Königreich Schweden in großen Flor, daß sie nicht fragen: wer war dein Vater? wer war dein Großvater? sondern sie fragen: wer bist du? kannst du die Dinge, darzu wir deiner nöthig haben? Qui genus jactat suum,

aliena laudat. Jener Maulesel rühmte sich, daß seine Eltern und Vorfahren gute Neapolitanische Pferde gewesen seyn. Allein er war unterdessen kein Pferd." S. 40. f.

3) „Auf Universitäten hält man Professores, welche die Jugend lehren die Kunst zu reden. Es wäre gut, wenn auch Professores gehalten würden, welche lehrten die Kunst zu schweigen. — — Schweigen können ist eine große Kunst. Ich habe einen vornehmen Mann gekannt, welcher weise und verständig genug war, aber er konnte nicht schweigen. Einstmal ging etwas bei Hofe vor, da er mit im Rath gewesen war, und einer meiner guten Bekannten bat mich, ich wolle doch von ihm erfahren, was eigentlich im Rathe vorgegangen sei? Ich antwortete: Mein Herr, gehet mit mir, wir wollen ihm die Visite geben, so soll er's euch selber sagen; denn ich weiß, es geht ihm, wie einem cacaturienti, er kann nichts bei sich behalten. Als wir zu ihm kamen, nahm er mich bei der Hand, führte mich zu einem Fenster und sagte: wollt ihr es bei euch behalten, so will ich euch sagen, was heute bei Hofe vorgegangen ist? Ich sagte, Nein; könnt ihr es selber nicht bei euch behalten, wie soll ich es bei mir behalten? Indem ließ er einen Trunk Wein holen und als er ein paar Becher ausgetrunken hatte, da brach er los, eben wie einer, der eine Purgation eingenommen und über eine Stunde ein warm Brühlein darauf einnimmt, daß die Purgation desto besser operire." S. 24.

4) „Es haben etliche Kaiser und Könige die göttliche Richtschnur im Rechtsprechen stets vor Augen und im Herzen gehabt: Was du wilt, daß man dir thun soll, das solt du einem andern auch thun und rechtsprechen; was dir nicht soll geschehen, das sollst du auch keinem andern zu geschehen verstatten oder Recht erkennen. Wenn diese Regel in Acht genommen würde, so würde mancher gewissenloser Procurator und Advocat nicht mit einem so fetten Maul zum Fenster hinaus gucken. — — Der kürzere Weg im Rechten ist der beste und gewisseste, der Verzug macht die Sachen verworren und die Advocaten und Procuratoren werden reich mit der Unterthanen Verarmung. Eine Obrigkeit, die säumig und langsam ist in Entscheidung der Rechtsachen, vergleicht sich mit einem langsamen Arzte, bei dessen Kur einer lieber möchte sterben, als gesund werden. — — Ein Herr, der mit fremden Augen sieht und mit fremden Ohren hört, kann leicht betrogen werden. — — Ich habe einen Hofschranzen gekannt, welcher seinen Herrn, der sonst weise und vernünftig genug war, auf Rotwelsch vexiren konnte. So erzählet er ihm erstlich ein Haufen Dinges, damit er den Herrn lustig machte; wann er nun Abschied nahm, dem Herrn die Hand geküßt und die Thür in der Hand hatte, stellte er sich, als ob er noch etwas vergessen habe, und proponirte das Principalwerk, um welches willen er zu dem Herrn kommen war, und der Herr, welcher zuvor lauter Scherz mit ihm getrieben und alle seine Reden mit Lachen angehört hatte, pflegte gemeiniglich diesen seinen letzten Vortrag, darin oft ehrliche Leute belogen

und betrogen wurden, zu approbiren. — — Große Herrn wollen höflich betrogen seyn." S. 26. 27. 28.

5) „Es bat mich einstmal ein guter Freund, daß ich bei einem vornehmen Herrn, bei dem er eine Schuldforderung hatte, eine Intercession für ihn thun solle, damit er zu seiner Bezahlung kommen möge. Ich redete deßwegen einen vornehmen Rath an, der sagte mit lachendem Munde: Lieber, lasset euch doch mit solcher Commission nicht beladen, ihr werdet keinen Dank verdienen. Wir haben zwar Gräfliche und hochansehnliche Güter, aber Fürstliche und Königliche Schulden; und wir haben diese Maxime: die alten Schulden bezahlen wir nicht und die neuen lassen wir alt werden. Kommt Jemand in Person zu uns, der Schuld einfodern will, so muß unser Hofmeister seiner alten Gurgel zusprechen und muß den Creditor Tag und Nacht vollsaufen und ihn allzeit weingrün halten, bis er ganz abgemattet worden, sich besorgt, er möchte todt gesoffen werden, und Gott dankt, wenn er mit gnädigen Complimenten, mit etwa einem Hasen oder einer Rehkeul dimittirt und ihm ein Trompeter zugegeben wird, der ihn wieder nach Haus geleitet und seiner Frauen sagt, was für große Gnade ihrem Herzliebsten bei Hofe begegnet sei. Es ist in unserem Lande alles wohl bestellt — allein einen einigen Mangel haben wir: die Rentkammer taugt nichts" u. s. w. S. 29 f. Als Muster guter Haushaltungskunst werden S. 31 f. aufgeführt der Hessen-Darmstädtische Landgraf Johann, der Dänische König Christian IV, der Schaumburgische Fürst

Ernst, Amalia Regentin von Hessen-Cassel, Graf Anton Günther zu Oldenburg u. a. — „Wann große Herren in ihrer Haushaltung reformiren wollen, so schaffen sie etwa ein paar Stalljungen ab oder kürzen etwa den Küchenjungen etwas von ihrer Besoldung, und nehmen dagegen einen müssigen Brodfresser an, der die Hosen mit Gold verbrämt hat, der ihm soviel nütze ist, als dem Wagen das fünfte Rad, und geben ihm mehr Besoldung, als zehn Küchenjungen bekommen. Jener Hofmann wollte einmal menagiren und befahl dem Hofschneider, er sollte den Pagen und Lakaien nur Einen Schubsack in die Hosen machen, das übrige könne man sparen. Und wenn der Hofmeister die Schubsäcke in der Lakaien Kleidung nicht ersparet hätte, sein Herr hätte übel gestanden.“ S. 34.

6) „Ehre den Herrn von deinen Gütern und von den Erstlingen deiner Einkunft, so werden deine Scheuern voll seyn und deine Kelter mit Most überlaufen. Fürsten und Potentaten wollen heutiges Tages den Herrn nicht ehren von den Erstlingen ihrer Einkünfte, sie wollen nichts anwenden zu Gottes Ehre, sondern was die Vorfahren zu Kirchen und Schulen gestiftet haben, das verwenden sie oft zu weltlichen Dingen. Allein sie thun doch einmal die Augen auf und sehen, wie ihnen Gott der Herr Schmalhansen über'n Hals schicke, und der Dürre rufe über ihre Berge, über ihr Land, über ihr Korn, über ihren Most, über Menschen und Vieh, und über alle Arbeit ihrer Hände, daß es nirgends zureichen und alles, was man anfängt, nicht

recht fortgehen will. Ich mag nicht hören, wenn man unterweilen sagt: der und der Fürst hat zu Luther's Zeiten die und die Schule gestiftet. — — Wann sie die Wildbahnen, die Fischereien und andere gute Intraden zu sich gezogen, haben sie vermeint, damit werden sie einen Stuhl im Himmel nächst bei dem König David verdienen, wenn sie die übrigen Bröcklein nehmen und ein paar Schulmeister davon erhalten, und legen ihnen Esels-Arbeit auf und geben ihnen Zeißleins Futter. Ich sage nicht, daß es an allen Orten geschehen sei; denn noch mancher fromme Fürst die geistlichen Güter wohl angelegt hat. Unter welchen ich sonderlich rühmen muß Philipsen den Großmüthigen, Landgrafen zu Hessen, dessen Anstalt im Kloster Haina mich also contentirt hat, daß ich hiebevor die Tafel (Urkunde), darin er einen sonderlichen Fluch dem, der diese Kloster-Güter mißbrauchte, gethan hat, fast nicht ohne Thränen habe lesen können, und habe meine sonderbare Consideration dabei gehabt, wie gemeiniglich die Vorsteher, die bei diesem Kloster reich worden, ihr Gut nicht haben an den dritten Erben gebracht. Darnach muß ich loben die Herzoge von Würtemberg, welche ihre Klöster aus dem abusu in den rechten usum gebracht haben, also daß das Herzogthum Würtemberg ein rechtes Seminarium ist der Evangelischen Religion. Allein wie viel Oerter sind dagegen, da hiebevor etwa ein paar einfältige Jungfern gesessen und in ihrer Einfalt ein paar Vater unser gebetet haben, da man nun höret Hunde heulen, Pferde schreien, Jägerhörner blasen, und das heißt dann reformirt. — — Wenn ein

jeder große Herr von den säcularisirten Gütern einen einigen Ort in seinem Lande machte zu einem Asyl, dahin fliehen und ihren nothdürftigen Unterhalt haben könnten diejenigen, welche im Papstthum sich in ihrem Gewissen beschwert befinden, ich weiß, es würden tausend und abermal tausend Seelen aus dem Papstthum errettet werden. Allein, wer will dem Löwen den Raub abjagen?" S. 60. 61.

7) „Der warme Eifer, womit die Entweihung der Sonn- und Festtage durch Märkte und auf Lustbarkeiten getadelt wird, verstattet keinen kurzen Auszug; es ist nachzulesen der bisher benutzte Regentenspiegel S. 71 ff. 76. 80 f. vergl. S. 205.

8) Von Schulen und Universitäten spricht Schuppius mit Einsicht und Freimuth; er kennt ihre Mängel und Schwächen und schlägt Maaßregeln zur Abstellung derselben vor, welche zum Theile auch in unseren Tagen beachtet zu werden verdienen; vergl. S. 688. 892. 917; aber sie verlangen eine eigenthümliche Bearbeitung und können daher in diesen Aphorismen keine Stelle finden. Nur Eine Aeusserung in der Vorrede zum Regentenspiegel S. 6 mag als Probe hier aufgeführt werden: „Man explicire der Jugend die zehn Gebote recht und lasse sie fleißig in die Kirche gehen. Sollten Petrus und Paulus nicht besser gewußt haben, was Tugenden und Laster seien, als Aristoteles? oder ist Moses deswegen ein Narr oder unhöflicher Bauer gewesen, weil er des Aristoteles Ethik nicht gelesen hat?

Es ist Pedanterei, daß man auf Universitäten große disputationes politicas hält und disputirt, an Monarchia sit praeferenda Aristocratiae? an foeminae sint capaces imperii? und was dergleichen Dinge mehr sind. Wenn die ganze Academia Oxoniensis et Cantabrigiensis würde nach London kommen und würden alle scalas praedicamentales anwerfen und Sturm laufen, so würden sie doch nicht Meister in London werden oder des Protectors Resolution ändern, sondern er würde sagen: ihr Herrn Magistri nostri nostrique Magistri, ich habe da 50,000 Scholaren, welche Musketen tragen, Kugeln im Munde und im Sack, brennende Lunten und Pulvers genug bei sich haben, die sollen euch auf eure syllogismos, welche ihr gemacht habet in barbara et celarent, in darapti et felapton, genugsam antworten. — Glaubet mir, die Studenten auf Universitäten werden mit ihrem Aristotelischen Schulwitz die Welt nicht reformiren und aus einer Monarchie eine Aristokratie oder aus einer Aristokratie eine Monarchie machen. Gott ist in translatione dominiorum ein wunderbarer und verborgener Gott und läßt oft große Herren sehen, daß die Königreiche stehen in seiner Hand und er gebe sie, wem er wolle."

9) „Nichts in der Welt ist mir so zuwider, als schulfüchsische Hoffarth, damit der Teufel sonderlich die Gelehrten versucht und gleichsam auf die Zinnen des Tempels stellt. — — Ich denke jetzo an ein Weltkind, einen von Adel, welcher aus Frankreich kam, sein Vater war eben gestorben und hatte ihm ein schönes Dorf

hinterlassen, darinnen ein gelehrter Pfarrer war. Allein der gute Pastor hatte auch ein menschliches Gebrechen an sich. Er war auf Universitäten mit einer hebräischen Grammatik in die Seite geworfen worden und bildete sich ein, um der hebräischen Grammatik willen müsse man ihn andern Pastoren in der Nachbarschaft so weit vorziehen, als die Sonne den kleinen Sternen. Er that keine Predigt, darin er nicht den Junker und die Bauern hören ließ, daß er die hebräische Sprache gelernt habe. Endlich wurde der Edelmann von seinem Schultheißen zu Gevatter gebeten. Und es ist in dem Lande der Brauch, daß wenn einer zu Gevatter gebeten wird, der noch keine Frau hat, so muß ihn der Pastor examiniren und sehen, ob er auch den Katechismus verstehe. Weil nun dieser Edelmann noch keine Frau hatte, also ging der Pastor zu ihm und wollte ihn aus dem Katechismus examiniren. Er wollte ihn aber nicht tractiren, wie einen gemeinen Bauerjungen, und aus dem Katechismus fragen: Bist du ein Christ? sondern er wollte ihn höflich tractiren und sagte: Junker, was seid ihr? der Edelmann antwortete: Herr Georg, ich bin ein Narr. Ei, sagte der Pastor, was ist das? ich frage, was glaubt ihr? Der Edelmann antwortete: Herr Georg, ich glaube, daß ihr eben so wohl ein Narr seid, als ich. Ei, Ei, sagte der Pfarrer, was sind das für Reden? Ja, ja, antwortete der Edelmann, Herr Georg, das sind die rechten, die es nicht gestehen wollen. Ich will zwar diesen Edelmann dieses Discurses halben, welchen er mit seinem Pfarrer gewechselt, nicht unter die Heiligen im Kalender setzen;

allein ich versichere dich, daß keine possirlichern Narren in der Welt sind, als gelehrte Narren, welche nicht gestehen wollen, daß sie Narren seien, sondern ihre Thorheit mit der Grammatik und Logik vertheidigen können." S. 270 f.

II.

Ueber Amtspflicht des Geistlichen.

1) „Die Politiker geben vor, es sei unrecht, daß ein Prediger auf der Kanzel großer Herrn Laster berühre und strafe öffentlich, was an ihrem Hofe vorgeht. Denn Saul habe zu Samuel gesagt, Sam. 15: ich habe gesündigt, aber honora me coram populo, ehre mich doch jetzt vor den Aeltesten meines Volkes und Israel. Allein Saul war ein gottloser Herr, der Geist Gottes war von ihm gewichen, und redet an diesem Orte, wie ein Macchiavellischer Staatsmann; wenn er nur Ehr und Reputation bei seinen Landständen und Unterthanen hätte erhalten können, so hätte er nichts danach gefragt, wenn er schon einen ungnädigen Gott gehabt hätte. Er brauchte endlich die Zauberin zu Endor zu seinem geheimen Rathe und es hieß bei ihm:

Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo.

Allein Samuel hatte als ein Prophet des Herrn den ausdrücklichen Befehl, daß er ihm sagen sollte: der Herr hat das Königreich heut von dir gerissen und deinem Nächsten gegeben, der besser ist, denn du. Johannes der Täufer kehrte sich nicht an solche Politiker,

sondern als Herodes seinen Bruder Philippum hatte zum Hanrei gemacht, da sagte er ihm öffentlich ins Gesicht, es sei nicht recht. — — Es ist ein Mangel und Gebrechen unter den Lutheranern, daß die Theologen gemeiniglich nicht recht erzogen werden. Bei den Papisten geben sich die alleredelsten und vornehmsten Ingenia auf die Theologie; da steigen wohl gräfliche und andere hohe Standes-Personen auf die Canzel und predigen. Allein bei den Lutheranern meint mancher vornehme Mann, das sei ihm und seiner ganzen Familie ein Schimpf, wenn er seinen Sohn solle lassen einen Prediger werden. Daher geben sich bei den Lutheranern auf die Theologie nur gemeiner oder armer Leute Kinder, welche sich in den Communitäten oder durch Präceptoriren durchfreßen müßen, und wenn dann solche Leute endlich in ein Amt und sonderlich an großer Herren Höfe kommen, da geht es ihnen eben wie der jungen Maus, welche wandern wollte und als sie den ersten Abend in eines großen Herrn Küche kam und eine Katze und einen Hahn antraf, da wußte sie keinen Unterschied zu machen unter der Katze und dem Hahn, und da der Hahn anfing zu schreien, meinte sie, das Thier würde sie fressen und mit Haut und Haar lebendig verschlingen. — — Ein Prediger, der die Welt kennet, kann durch Gottes Segen bei großen Herren viel thun. Ich weiß, daß einmal ein Hofprediger einem vornehmen Fürsten in der Predigt das Gesetz einschärfte. Nach der Predigt ließ der Fürst dem Hofprediger sagen, er sollte bei der Tafel bleiben. Ueber der Tafel saß der Fürst in tiefen Gedanken und sah sehr sauer

aus. Die Edelleute und andere anwesende Officiere und Aufwärter dachten, das gelte dem Hofprediger, der werde hinfüro mit dem Gesinde essen müssen; der Fürst werde ihm sagen, wie er große Herrn tractiren solle. Allein als die Tafel aufgehoben wurde, ließ der Fürst sein Mundglas einschenken, brachte es dem Hofprediger und sagte: ihr habt mir heute einen braven in den Pelz gegeben. Der Hofprediger neigte sich gegen den Fürsten und antwortete: Gnädigster Fürst und Herr, das ist mir von Herzen leid. Warum ist es euch leid? sagte der Fürst, thut euer Amt; es sind des Tages zwölf Stunden, werden wir heut nicht frömmer, so werden wir etwa morgen frömmer. Ja, sagte der Hofprediger, gnädigster Fürst und Herr, ich wollte gern mein Amt thun, allein es ist mir leid, daß es heute morgen so übel abgelaufen ist. Denn ich habe auf Ew. F. Gnaden Herz gezielet und es ist nur in den Pelz gangen. Obrigkeiten müssen Hunde haben, die sie zu ihrem Amte aufwecken; wenn die Hunde nicht bellen, so verschlafen sie ihr Amt." S. 15. 16. — „Es müssen Moses und die Propheten, Lehrer und Prediger anhalten mit Warnen und Ermahnen bei Großen und Kleinen, es sei zu rechter Zeit oder zur Unzeit. Und damit ich anderer Leute halben nicht zum Teufel fahre und auf mich lade so vieler tausend Menschen Blut, also werde ich mir das Maul nicht zubinden lassen, sondern sagen was zu sagen ist, ich mag Dank oder Undank in der Welt davon verdienen." S. 208.

2) „Es ist hoffentlich Niemand unter meiner Gemeinde, der begehret die Beschneidung anzunehmen und ein Jude zu werden. Ich weiß auch nicht, daß viel Arrianer, Photinianer, Papisten und dergleichen unter meiner Gemeinde seien. Allein ich weiß, daß viel gottlose und arme Leute in der Rosenstraße, in der Steinstraße und anderswo in den Armenhäusern liegen, welche ihre Kinder in allem Muthwillen aufwachsen lassen und wollen sie lieber lassen betteln, als anderen Leuten lassen dienen. Dadurch wird des Teufels Reich gebaut und Gottes Reich zerstört. Was wäre es, wenn ich zehn Jahre predigte und die Arrianer, Photinianer, Nestorianer, die Juden, die Türken und andere Ketzer und Schwärmer widerlegte, und innerhalb zehn Jahren einen solchen Ketzer bekehrte, und ließ unterdessen so viel tausend arme Maul-Christen zum Teufel in die Hölle fahren? Der Teufel ficht auf beiden Seiten wider die christliche Kirche; durch falsche Lehre und gottloses Leben. Darum muß ein treuer Lehrer auf beiden Seiten wehren. Und es kostet ja so große Mühe, das Unkraut der Sicherheit und Gottlosigkeit, als ketzerische Lehre und Irrthum aus dem Herzen der Menschen auszurotten, wie die Erfahrung genugsam bezeuget. — — Der Teufel kann wohl leiden, daß ich unter Hurern und Ehebrechern stehe, und widerlege die Juden. Das kann der Teufel wohl geschehen lassen, daß ich unter Trunkenbolden stehe, und schelte die Geizhälse. Oder daß ich unter den Kriegsleuten stehe, und schelte die Laster, welche gemeiniglich den Kaufleuten anhangen. Ich würde dem Teufel keinen Verdruß anthun, wenn

ich unter ungehorsamen Knechten und Mägden stünde und sagte, daß ihre reiche Herren und Frauen ein Leben führen, wie die reichen Leute zu Jerusalem, Ezech. 16, V. 16. — — Wer aber des Teufels Reiche Abbruch thun will, der muß es machen, wie ein kluger Kaufmann oder wie ein verständiger Wundarzt. Ein Kaufmann bringt an jeden Ort solche Waaren, die dem Orte nöthig sind. — — Ein guter verständiger Wundarzt leget ein Pflaster an den Ort, da es dem Patienten wehe thut." S. 370 f.

3) Der wackere Geistliche läßt es sich vorzüglich angelegen seyn, zu wirken auf häusliches Leben; er arbeitet dem Verderbnisse des Gesindes entgegen; eine der gelungensten und lesenswerthesten Arbeiten unsers Schuppius ist: Sieben böse Geister, welche heutiges Tages Knechte und Mägde regieren und verführen S. 367 ff.; die Aehnlichkeit, welche zwischen vielen Unarten jener und unserer Zeit gefunden wird, überrascht auf eine eben nicht angenehme Weise. Der um das Wohl seiner Gemeinde besorgte Geistliche läßt die Verpflegung der Leidenden nicht unbeachtet; darum schrieb Schuppius 1658 ein musterhaftes Büchlein: die Krankenwärterin S. 444 ff. Mit dem rühmlichsten Eifer beförderte er zweckdienliche Anstalten zur Unterstützung der Armen S. 1186 ff. Unerbittlich streng hielt er über vornehme Lüderlichkeit Gericht und schilderte die damalige Unsittlichkeit mit abschreckend anschaulicher Wahrheit 1660 in: Corinna die ehrbare und scheinheilige Hure S. 481 ff.; vorzüglich dürfte in's Auge zu

fassen seyn, was über der Huren Eifer gegen Ketzer und wie dieselben so bibelfest zu seyn pflegen, bemerkt wird S. 503. 506. Wegen dieser Schrift und des Unglimpfs, welcher ihre Bekanntmachung ihm zuzog, erklärt er sich unter andern also S. 523: „Wer mir nicht erweisen kann, daß ich etwas geschrieben habe wider Gottes Wort, wider die Augsburgische Confession und wider die gesunde Vernunft, und will mir gleichwohl meine Feder aus den Händen reißen oder mich zwingen, daß ich meinen Styl nach seinem Liripipio formire, der übet an mir eine päpstische Tyrannei und ich will es, wo ich Leben und Athem behalte, dem Römischen Kaiser klagen. Ich stelle einem jeden frei, wie er stylisiren wolle, also soll und muß auch mir ein Jeder die Freiheit lassen. Wer hat hiebevor Johann Reuchlin und Erasmum von Rotterdam gezwungen, daß sie also stylisiren sollten, wie M. Ortwinus Gratius, Johann Pfefferkorn und andere Mückensäuger und Kameelschlucker? Ich halte dafür, daß Reuchlin und Erasmus dem Papstthum fast eben so großen Abbruch mit ihrem Scherz gethan haben, als Luther mit seinem Ernst und Eifer. Wem meine Schriften mißfallen, der lasse sie ungelesen."

III.

Beiträge zur Sittengeschichte Hamburg's 1660.

1) „Ich muß etwas erinnern, das zu Hamburg sehr gebräuchlich ist, da die Kirche oft gebraucht wird,

wie die Börse in Amsterdam. — — Es sind viel Leute, nicht nur unter den gemeinen sondern auch unter den vornehmen, welche, wann sie in die Kirche kommen, denken sie nicht: Herr, du Gott der Heerschaaren, hier bin ich als dein Knecht und Kind in deinem Hause, nach deinem Befehl, dich zu hören; so rede nun, Herr, durch deinen Diener, meinen Seelsorger; ich dein Knecht und Diener will hören. Sondern wann sie in die Kirche kommen, und sich ein wenig untern Hut versteckt und ein Vater Unser daher gepispelt haben, da fragt einer den andern nach neuen Zeitungen, was die Danziger, die Amsterdamer Briefe gebracht haben? Die Frauen fragen oft, wie es zu Hause gehe? ob Jungfer Margarethchen bald Hochzeit halten werde? — Da ist vor und nach der Predigt ein solch Plaudern, wie auf der Börse." S. 217 f.

2) „Die gemeinen Leute schicken des Sonntags erst nach Branntwein, ehe sie in die Kirche gehen, und erquicken eher ihren Leib mit Speise und Trank, als ihre Seele mit Gottes Wort; sie bringen oftmal eine trunkene Seele zum Hause Gottes und wann sie sollten mit dem Zöllner im Tempel seufzen und sagen: Gott sei mir Sünder gnädig, so lassen sie einen Rülps fahren von Branntwein oder Wermuthwein. Wann ein Prediger durch solche Leute in einer volkreichen Gemeinde sich zur Canzel dringen muß, so stinken solche Leute von Branntwein, daß ein ehrlicher Mann oft meint, er müsse in Ohnmacht fallen. Wann vor Alters unsere Vorfahren in die Kirche kamen, so hatten sie nicht einen

solchen Alarm, wie die alten Weiber in dieser Kirche, welche sich zanken um die Stühle, dann um etwas anderes, und ist ein solch Geschwärm, als wenn man in die Judenschule zu Frankfurt am Main käme." S. 235 f.

3) „Du sollt auf dem Sonntage es nicht machen wie die Knechte und Mägde hier zu Hamburg, welche bei ihren Herren und Frauen vorgeben, sie wollen in die Mittagspredigt oder in den Dom gehen, und laufen unterdessen in die Hurenwinkel. — — Ihr Mägde und Handwerksgesellen bildet euch ein, der Sonntag, sonderlich der Nachmittag, sei zur Buhlschaft eingesetzt. — — Wenn allhier ein ehrlicher Hausvater oder eine Hausmutter die Mägde am Sonntage nicht will lassen gehen zu allerhand leichtfertigen Tänzen, in Krüge und Wirthshäuser, da die Handwerksleute, die Soldaten, die Bootsknechte und andere sitzen und saufen, da die Spielleute ein Hurenliedlein nach dem anderen daher fiedeln, da allerhand Leichtfertigkeit vorgehet in Worten und Werken, wer, sage ich, sein Gesind an solche Oerter nicht will gehen lassen, den hält man für einen bösen Mann, für eine böse Frau, denen nicht zu dienen sei." S. 229 f.

XV.

Hauslehrergehalte des 17. Jahrhunderts.

Da man bereits öfter zwischen den amtlichen Besoldungen voriger und jetziger Zeiten Vergleichungen ange-

stellt hat, die zu nicht ganz unfruchtbaren Betrachtungen führen, so mag wohl auch die Mittheilung derjenigen Honorare oder vielmehr Salare auf einiges Interesse Anspruch machen, für welche ein gewisser aus Chemnitz gebürtiger Candidat Henel, welcher 1628 als Cantor zu Grünhayn starb, an mehrern Orten Unterricht ertheilte.*)

Als Hauslehrer bei einem Prediger in Görlitz, M. Richter, erhielt er im Jahre 1617 nichts als freie Kost und ein Hemde. Ansehnlicher war sein Gehalt bei dem Kaufmann Rausch zu Ehrenfriedersdorf im Jahre 1621, welcher ihm außer einigen Accidentien freie Kost und jährlich 25 Fl. gab, mithin beinahe eben so viel, als jetzt ein Großknecht erhält. Jene Accidentien bestanden in Leinwand zu einem Hemde, ein paar Winterstrümpfen, ein paar Schuhen, einem Engelsthaler zum Weihnachtsgeschenke, und acht Groschen zum Beichtgelde. Von Januar bis Ostern 1623 conditionirte er bei dem Pastor Kundt zu Thelen bei Dresden, und ertheilte hier täglich vier Stunden Unterricht, wofür er außer Kost, Licht, Feuerung, Wäsche und einem Hemde noch 7 Fl. an baarem Gelde erhielt. Als zu Ostern der Contract auf ein Jahr erneuert wurde, ward der jährliche Gehalt außer den bereits erwähnten Accidentien auf 25 Fl. und 6 Ellen Leinwand bestimmt. Im folgenden Jahre findet man ihn zu Mühlbach bei Großenhayn als Haus-

*) Er hat sie in seinem, jetzt auf der Königl. Bibliothek zu Dresden befindlichen, Exemplare von Eberi calendarium historicum handschriftlich angemerkt.

le'rer bei einem Herrn Haugk von Hermsdorf, der ihm wöchentlich einen halben Gülden, jedoch ohne weitere Accidentien, zahlte. Im October 1625 trat er seine letzte Condition an, aus welcher er endlich in den Hafen des amtlichen Lebens steuerte. Sie war bei dem Pastor Opitz zu Lichtenberg bei Wittenberg, und sein dasiger Gehalt waren 15 Fl., zwei Hemden, und zum Weihnachtsgeschenk drei Schnupftücher, zwei Ueberschlägelchen und ein paar leinwandne Strümpfe.

Die Parallele zwischen damals und jetzt überlassen wir dem Leser, der sie anzustellen Zeit und Lust hat; doch glauben wir dabei vor einer zu selbstgefälligen Aufzählung der jetzigen Lehrgegenstände warnen zu müssen. Es ist wahr, Französisch und Musik standen nicht in den Lectionsplanen jenes Jahrhunderts; dafür aber wurde damals ein gründlicherer Unterricht im Lateinischen und Griechischen verlangt, als jetzt viele Hofmeister — doch die Parallele ist ja dem Leser überlassen!

XVI.

Namenluxus.

Im Taufregister des in der Inspection Eckartsberga gelegenen Kirchspiels Lißdorf findet sich von der Hand des damaligen Pastors Christoph Chemnitius, eines strengen Gesetzpredigers, folgende Notiz, welche hier mit diplomatischer Treue wiedergegeben wird:

„Anno 1658. Am 3. Aprilis Nachts zuvor ward „geboren Hanßen Vhrleppen in seiner andern Ehe

„sein drittes Kind, eine Tochter, Anna Ließe „genannt in der heil. Taufe, welche sie am Palm„sonntage, war der vierte Aprilis, erlangt.“ — (Nun folgen die Namen der Pathen, und darauf:) „Dieß ist das erste Kind, dem ein Bauer hat zwey „Namen geben lassen, und zwar ein alter Hirten„sohn und Hirte selbst und Scheffeldrescher, welche „heut zu Tage Edelleute werden.“

Der gute Eiferer mochte vielleicht nach der Sitte seiner Gegend zu dieser Bemerkung berechtigt seyn (denn wirklich zeigen die frühern Jahre des dortigen Kirchenbuchs, daß damals dort nur ein einziger Taufname üblich war); aber außerhalb derselben war sie historisch unrichtig. Spätere Forschungen haben ergeben, daß selbst schon vor dem sechszehnten Jahrhunderte mehr als ein Taufname gegeben wurde;*) obwohl wenigstens die sächsischen Landleute lange und bis zum dreißigjährigen Kriege, dessen Einfluß auf Sitte und Mode sich weiter erstreckt, als man bisweilen glaubt, bei der Sitte eines einzigen Taufnamens geblieben sind.

XVII.

Ein Bart-Edict.

Im August des Jahres 1605 trafen sich auf dem damaligen churfürstlich-sächsischen Jagdschlosse zu Liebenwerda zwei Fürsten und ein als heiterer und ange-

*) Neuer literar. Anzeiger, Jahrg. 1807. S. 248.

nehmer Gesellschafter beliebter Gelehrter, welche theils abgemachte theils noch abzumachende Sachen an froher Tafelrunde feierten. Churfürst Christian II. von Sachsen hatte die kaiserliche Lehn über Saalfeld erhalten, Professor Taubmann aus Wittenberg hatte seine Ausgabe des Plautus vollendet, und nur der staats- und weltkluge Herzog Heinrich Julius von Braunschweig ging noch mit Entwürfen schwanger, welche ihm den vollen Genuß seiner landesherrlichen Hoheitsrechte sichern sollten. Das stolze Braunschweig, welches die Herrschaft seiner Herzoge, denen es selbst mit Hülfe fremder Söldner zu widerstreben wagte, anzuerkennen sich weigerte, bewegte jetzt seinen Sinn. Auf dem Wege gütlicher Verhandlung war nichts mehr zu gewinnen; der Weg offner Gewalt war zweifelhaft und gehässig zugleich. So beschloß er, Gewalt mit List zu verbinden, musterte am 11. Juli sein Heer bei Hornburg, und sprach darauf, vielleicht geheimer Berathung zu pflegen, vielleicht auch, um daheim den still entworfnen Plan vorsichtig zu verbergen, am lebensfrohen Hofe des Churfürsten ein, wo nach damaliger allgemeiner Sitte bald der runde Tisch die Genußlustigen um den hohen Pokal versammelte, der mit seinem stattlich ausgearbeiteten Deckel in der Mitte prangte.

Das Gespräch wurde lauter und mannichfaltiger und fiel endlich auf den breit herabhängenden Bart, der die Gourmands jener Zeit oft genug in ihren Genüssen stören mochte. „Aber wäre es eben darum nicht besser, sich seiner ganz zu entledigen und mit einem ungleich

weniger unbequemen Knebelbarte zu begnügen?" wendete einer der Tischgäste ein. Gegen Erwarten widersetzte sich Taubmann, den eben in diesem Augenblicke der Professor und die Sorge für akademische Gravität anwandelte, diesem Vorschlage mit einem Ernste, welcher seine Tischnachbaren bewog, den nur unabsichtlich hingeworfnen Scherz mit einem gleichen Ernste zu verfechten. Der Streit wurde lebhaft. „Unser Kammerjunker hat wohl gesprochen," fiel endlich der Fürst entscheidend ein, „der Unterbart ist unbequem, er weiche dem Messer. Wir selbst wollen mit unserm Beispiele vorangehen, und keiner, der an diesem Tische sitzt, soll sich der Nachfolge entziehen dürfen." Diese Entscheidung wurde um so allgemeiner angenommen, als schon zu Churfürst Christian I. Zeit die französischen Knebelbärte in und außerhalb Sachsen Nachahmung gefunden hatten,*) und noch am selbigen Tage machte die alte Sitte der neuen Raum. Der Herzog selbst schloß sich nicht aus, im Gegentheil fand er an der neuen bequemen Tracht solches Gefallen, daß er sofort der ihn begleitenden Bedienung auf gleiche Weise den Bart zu scheeren befahl, und einen seiner Diener als Träger seiner Befehle, die neue Tracht auch in seinem Lande einzuführen, und zugleich als Muster derselben nach seiner Residenz Wolfenbüttel abfertigte. Noch ist sein deshalb an den Oberamtmann der Harzämter, Phi-

---

*) Christian I. selbst trug, wie seine Bildnisse zeigen, bereits blos einen Knebelbart.

lipp Knochenhauer, erlaßner Befehl vorhanden, welcher folgendermaßen lautet: *)

Lieber Getreuer. Demnach der Herr Churfürst zu Sachsen und Burggraf zu Magdeburg, unser freundlicher lieber Oheim, Schwager, Bruder und Gevatter, wie auch Wir, Unsre Unterbärte haben abschneiden lassen, und solches von dir und allen andern Unsern Beamten, Amtschreibern und Voigten in deiner Inspection gleichergestalt gehabt haben wollen: Als befehlen Wir dir hiermit in Gnaden, daß du ihnen solches mit Ernst anzeigen lässest, daß ein jeder sich den Unterbart mit dem Scheermesser bei Verlust des Knebelbarts rein wegnehmen lasse. Daran erstattest du Unsern zuverlässigen Willen und Meinung, und sind dir mit Gnaden gewogen. Datum Liebenwerde, den 9. Augusti Anno 1605.

Henricus Julius.

Ein gleicher Befehl war wegen der Hofstatt an den Hofmarschall Heinrich Schenke zu Wolfenbüttel ergangen. Dieser meldete die Vollziehung desselben in folgendem Berichte ein:

Hochwürdiger, Durchlauchtiger, Hochgeborner Fürst. E. F. G. sind meine unterthänige, gehorsame und

---

*) Beide hier folgende Actenstücke habe ich aus den im literarischen Nachlasse des verewigten Hofrath Meibom in Wolfenbüttel vorgefundnen Copien abgeschrieben. Gegen ihre Echtheit kann kein Zweifel obwalten. Ich habe hier nur die Orthographie modernisiren zu müssen geglaubt.

stetswillige geflissene Dienste zuvor. Gnädiger Fürst und Herr, E. F. G. gnädigen Befehl, datirt Liebenwerde den 8. dieses, habe ich mit gebührlicher Reverenz empfangen und verlesen, und habe denselben alsbald zu schuldigem Gehorsam, neben den Hofschenken, auch heimgelassenen Hofjunkern, Einspännern, Trompetern, sowohl E. F. G. Knechte im Stalle, Musicanten und alle andere Diener, so in mein Hofmarschallamt gehören, die Unterbärte mit einem Barbiermesser, allermaßen E. F. G. mir befohlen, und ich an dem Einspänner Heinrich Behren ersehen, wegnehmen lassen, will auch dahin sehen, daß solches bei allen, darüber ich Amtshalber zu gebieten habe, erfolgen und niemand übersehen werden solle. Solches habe E. F. G. denen ich über alle Schuldigkeit mit Leib und Gut zu dienen gehorsam und willig, zu unterthänigem Bericht vermelden sollen, thue E. F. G. dem höchsten Schutz Gottes und mich zu beharrlichen Gnaden unterthänig empfehlen. Gegeben auf E. F. G. Veste Wolfenbüttel, den 14. Augusti Anno 1605.

E. F. G.

unterthänig-gehorsamer

Heinrich Schenke.

Es mag vielleicht seyn, daß es des Herzogs wirklicher Wille war, diese Gelegenheit zu Verbreitung einer neuen bequemen Tracht, die der am Kaiserlichen Hofe hochgeehrte und vielgeltende Fürst gewiß nicht zu Liebenwerde zuerst gesehen hatte, zu benutzen; gewisser

aber scheint es noch, daß er unter einer auf solche Aeußerlichkeiten sich beziehenden Anordnung mit berechneter Klugheit Pläne verbergen wollte, welche ihrer Ausführung nahe waren. Am 21. bis 27. September hielt er bei Hannover eine neue Heerschau, am 16. October stürmte er gegen Braunschweig mit aller seiner Macht an, und es waren blos unvorherzusehende Zufälligkeiten, an denen seine reiflich überdachten Pläne scheiterten. Churfürst Christian selbst gab seinem Lande wenige Wochen nachher eine wahrscheinlich in denselben Tagen erwogene Appellationsgerichtsordnung. So würdig und bedeutsam wechselten auch in jenen Zeiten tiefer Ernst und heitrer Scherz mit einander ab.

Taubmann klagte scherzend in Briefen an seine Freunde über den Verlust seines ihm so werthen Bartes,*) wußte sich aber, wenn wir dem Berichte der Taubmanniana**) glauben dürfen, durch einen andern Scherz zu trösten. Er sammelte nehmlich die bei dieser Gelegenheit abgeschnittnen Bärte, und ließ mit ihnen einen besonders dazu neu gefertigten Sattel ausfüllen, welcher nachher in die Kunstkammer zu Stuttgart gekommen seyn soll.***) Indessen hielt er sich doch, als er wieder in Wittenberg angekommen war, so lange

*) Mein Leben Taubmanns S. 160.

**) Taubmanniana S. 163.

***) Es wäre zu genauerer Erforschung der Glaubwürdigkeit der Taubmanniana interessant zu erfahren, ob sich in Stuttgart wirklich jemals ein solcher Sattel befand.

vor jedermann verborgen, bis die ihm so werthe Zierde wieder zu ihrem vorigen Wachsthum gelangt war.*)

Auch die beiden Fürsten folgten, wie es scheint, seinem Beispiel, und kehrten wieder zur alten Sitte zurück. Auf allen noch vorhandenen Gemälden von ihm erscheint Christian II. und auf dem seiner Trauerpredigt vorgesetzten in Holz geschnittnen Portrait Herzog Heinrich Julius wieder mit langen Bärten. Indessen wurde von dieser Zeit an die Sitte des bloßen Knebelbarts in beiden Ländern (im Braunschweigischen noch früher als in Sachsen) immer allgemeiner. Nur am sächsischen Hofe erhielt sich der lange Unterbart, den noch Johann Georg I. trug, bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts. Von 1657 an aber verschwand er auch in diesem Lande, mit Ausnahme einiger Provinzialgeistlichen, überall.

Bedürfte dieser Aufsatz einer Apologie, so dürften wir unsre Leser nur auf das von unsern Malern und Zeichnern noch immer so sehr vernachlässigte Studium des Costume hinweisen. Auch in der Kunst rächt sich, wie überall, die Uebertretung des Historisch-Wahren, welches, selbst ohne tiefere Kenntniß, jedem gebildeten Manne gleichsam angeboren ist. Die Ausländer haben für ihre vaterländischen Costum's viel gethan, und daher ergreifen die Darstellungen ihrer Künstler selbst in

*) Dieß war eine blos individuelle Liebhaberei; denn auch in Wittenberg trugen damals schon einzelne Professoren kürzere Bärte; vgl. Taubmanniana S. 207.

ihren kleinsten Partien nicht nur den In- sondern auch den Ausländer. Wir Deutschen geben uns um diese localen Tinten nicht nur in der Kunst, sondern auch in der Literatur, offenbar viel zu wenig Mühe, und so fiel unser Publicum mit einem allerdings selbstbewußten Bedürfniß einst über die Richardson's, Fielding's und Ossian's, und in neuester Zeit über die Walter Scott's her. Wie sehr es für das Eigenthümliche und Inländische empfänglich sei, hat es durch die Anerkennung des gleichwohl nichts weniger als classischen Vandervelde *) bewiesen. Man klagt bisweilen über Erschöpfung unserer Literaturbestrebungsziele. Gewiß mit Unrecht; denn mehr als Eine neue und unbetretne Bahn bietet noch grünende Lorbeerkränze dar!

XVIII.

Xylographische Denkmale der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel.

Wolfenbüttel und Dresden waren die Hauptorte, an denen einst der Herr von Heineken, in Dresden

*) Er hat wieder seine Nachahmungen gefunden, von denen: Henning Braband oder die Schrecken der Bürgermeisterherrschaft in Braunschweig, von Herrn Hundeiker (Braunschw. 1825, 8.) eine der unbeholfensten, geschmacklosesten und selbst historisch und local verunglücktesten ist.

durch seinen Einfluß, in Wolfenbüttel durch die Gefälligkeit des damaligen Bibliothekar's Hugo begünstigt, seine ersten Beobachtungen über diese Vorspiele der Buchdruckerkunst sammelte, deren Resultate er im zweiten Bande seiner Nachrichten von Künstlern und Künstlersachen und in seiner idée générale darlegte. Da aber in diesen beiden Werken seine Beschreibungen und auch seine Zählung der verschiedenen Ausgaben einiger dieser Drucke bisweilen von einander abweichen und ein bei einem dieser Drucke von ihm begangnes Versehen bis auf den heutigen Tag in den Werken aller Bibliographen sich fortgepflanzet hat, so erschien es mir bei der Wichtigkeit, welche in Forschungen dieser Art auch das Einzelne und Kleine hat, selbst als Amtspflicht, seine Beschreibungen, insofern sie auf Dresdner und Wolfenbüttler Exemplaren begründet sind, durch genaue Zusammenhaltung mit den Originalen nochmals zu revidiren und somit die Grundlagen einer Forschung zu sichern, welche bei der jetzt erneuten Streitfrage über den Ursprung der Buchdruckerkunst ein wesentliches Interesse gewonnen hat. Die Dresdner Exemplare habe ich bereits theils in meinem Lexikon, theils in meiner Beschreibung der Dresdner Bibliothek genauer bestimmt. Die Ungleichmäßigkeit, welche man in der nachfolgenden Untersuchung der Wolfenbüttler Exemplare, welche nach meinem ersten Vorsatze eine völlig erschöpfende seyn sollte, bemerken wird, darf in dem Umstande eine Entschuldigung suchen, daß diese Arbeit in die letzte Zeit meines Wolfenbüttler Aufenthalts fiel, den ich vor allen

M 2

Dingen dem dortigen Handschriftenschatze zuzuwenden mich verpflichtet fühlte, und daß mir eine genauere Kenntniß des Münchner Vorraths an Holzdrucken, bekanntlich des reichsten in Deutschland, abging. Möchte die Münchner Bibliothek ihre alterthümlichen Schätze auch für das entferntere Publicum gemeinnütziger machen, als sie es bisher waren! „C'est peu d'être riche; il faut connaître ses richesses," hat einmal ein kluger Franzose gesagt.

Die Herzogliche Bibliothek zu Wolfenbüttel besitzt in zehn Bänden ebensoviel xylographische Erzeugnisse und ein mit beweglichen und gegossenen Typen gedrucktes, aber mit den Platten eines jener Holztafeldrucke versehenes Stück. Es sind zwei lateinische und ebensoviel deutsche Ausgaben der biblia pauperum, drei der historia Johannis evangelistae, drei der Ars moriendi, und Hartlieb's Chiromantie. Von dem, was Heineken sahe und beschrieb, fehlt jetzt ein weiter unten anzugebendes Stück, der datirte Hartlieb; dafür ist in neuester Zeit durch die liberale Fürsorge der Regierung eine Erwerbung von zwei andern Stücken gemacht worden, welchen jenen nicht absoluten, sondern nur localen, Verlust reichlich vergütet. Ich bin bei meinen Notizen der von Heineken angenommenen Bezifferung der verschiednen Ausgaben, so wenig ich sie auch für chronologisch richtig halte, treu geblieben, weil sie seitdem auch vom Auslande angenommen worden ist, und eine neue Anordnung, ohne einen neuen Nutzen zu schaffen,

bei der noch immer mangelhaften Uebersicht sämmtlicher Leistungen dieser Art nur zu Verwirrungen und Ungewißheiten führt. Da ich während meiner Verwaltung der Herzoglichen Bibliothek ihre gedruckten Hauptschätze, welche früher unter den übrigen Büchern vermengt standen, einzeln aufzustellen und zu numeriren für nothwendig hielt, so habe ich etwaniger frühern Verweisungen wegen ihre ehemaligen Standorte in der Bibliothek in Parenthese beifügen zu müssen geglaubt.

I. Biblia pauperum, lateinisch. Erste Ausgabe. Folio. (Jetzt Xylogr. 1.)

Die Beschreibung dieser Ausgabe in Heineken idée générale S. 306 f. und in seinen Nachrichten Th. II. S. 131 scheinen nach dem Exemplar der Leipziger Rathsbibliothek gearbeitet zu seyn und gelten nicht dem hiesigen, auf welches man erst nach seiner Zeit aufmerksam geworden ist; daher er es auch gar nicht erwähnt hat. Nur die Beschreibung, welche man in dem erstgenannten Buche findet, ist die richtige; in dem deutschen Werke ist eine theilweise Verwechslung mit der zweiten Ausgabe vorgefallen, welche ich in meinem bibliograph. Lexikon num. 2361 vermieden habe, die aber in Herrn Heller's Geschichte der Holzschneidekunst S. 343 übergegangen ist. Daß übrigens das Exemplar des Lord Spencer weder der ersten noch zweiten Ausgabe (nach Heineken's Zählung) angehöre, noch überhaupt als die absolut-früheste Ausgabe betrachtet werden könne, wie Herr Dibdin behaupten zu können glaubt, ergiebt sich

aus den in der bibliotheca Spenceriana Th. 1. S. XXVI ff. gegebnen Facsimile's. Die älteste Ausgabe mit Text scheint mir nach sorgfältiger Prüfung diejenige zu seyn, welche in der idée générale als zweite gezählt wird.

Bekanntlich besteht die erste Ausgabe in Allem aus vierzig nur auf Einer Seite bedruckten Blättern, von denen jedes Blatt zwischen den beiden obersten Mittelbildern in der Mitte mit einem Buchstaben bezeichnet ist; nehmlich Bl. 1. mit einem großen A, Bl. 2 — 20. mit b — v und Bl. 21 — 40. wieder mit a — v. Die Signatur des zweiten Alphabets unterscheidet sich dadurch, daß jeder Buchstabe zwischen zwei Puncten steht, mit Ausnahme des n, o, r und s dieses zweiten Alphabets, welche in dieser ersten Ausgabe keine Puncte neben sich haben. Dieß ist zugleich das Hauptunterscheidungszeichen dieser Ausgabe, obwohl, wie wir sehen werden, weder das einzige noch das sicherste. Andre sind folgende: Auf dem Blatte f des ersten Alphabets besteht die Ausfüllung des Triangels zwischen dem obersten und mittelsten Mittelbilde in dieser ersten Ausgabe in einem Quadrat, in der zweiten in einem Doppelringelchen, und auf dem Blatte a im zweiten Alphabet in der ersten Ausgabe in einem Sternchen und in der zweiten in einem einfachen Ringelchen oder eigentlicher Kügelchen (Facsimile bei Heineken a. a. O.) In der ganzen zweiten Ausgabe kommen weder das Quadrat noch das Sternchen auf irgend einem Blatte in diesem Mittelornamente vor. Blatt p im zweiten Alphabet in

der Mitte auf dem linken Seitenbilde hat Moses eine Mütze auf, welche oben flach und ohne weitere Verzierung ist; in der zweiten Ausgabe befinden sich auf derselben zwei Hörner und in der dritten Ausgabe ein rundes Knöpfchen. Auf den Blättern b, c und d des ersten Alphabets ist in der ersten Ausgabe die Schrift der beiden Seitenfelder in der obersten Reihe durch einen Querstrich von dem übrig gebliebenen leeren Raume dieser Felder getrennt; in der zweiten Ausgabe fehlt dieser Querstrich. Blatt e des ersten Alphabets ist der Triangel zwischen dem Mittelbilde der ersten und zweiten Reihe in der ersten Ausgabe unausgefüllt geblieben, in der zweiten ist er mit einem einfachen Ringelchen ausgefüllt. Blatt m des zweiten Alphabets hat das Haus auf dem mittelsten Bilde der zweiten Reihe in der ersten Ausgabe nur Einen Thurm, in der zweiten Ausgabe aber zwei Thürme. Blatt t des zweiten Alphabets haben auf dem links stehenden Seitenbilde der mittlern Reihe die zwei Dachfenster des Hauses in der ersten Ausgabe nur gewöhnliche, nicht über die Höhe des Dachs gehende Spitzen, in der zweiten Ausgabe sind sie über das Dach hinaus verlängert und enden mit einem runden Knöpfchen.

An diese vollständigere Angabe der Unterschiede zwischen der ersten und zweiten Ausgabe möge sich noch die Bemerkung schließen, daß die erste (nach Heinekens Zählung) sichtlich und unleugbar eine aus derselben Werkstatt hervorgegangne genaue Copie der zweiten Ausgabe ist. Die Zeichnung ist völlig dieselbe und mit

jenen geringen Ausnahmen fast sclavisch nachgeahmt. Die Schrift ist in der zweiten besser und deutlicher geschnitten, aber richtet sich so genau nach der ersten Ausgabe, daß sich nicht nur Zeile für Zeile und Abbreviatur für Abbreviatur entspricht, sondern sogar die auf Blatt t des ersten Alphabets in der achten Zeile des rechten Seitenfeldes der obern Reihe vorgefallne Auslassung des Wortes et, welches in der 12ten Zeile nachträglich hinzugefügt wurde, wiederholt worden ist, obgleich auch diese Platte unverkennbar von einem neuen Schnitte zeugt. Die Farbe, obgleich ebenfalls noch bräunlich, ist in der ersten Ausgabe (nach Heineken's Zählung) heller und bestimmter, sie ist geschickter aufgetragen, und der ganze Abdruck ist reiner und kräftiger, als in der ersten. Uebrigens findet die Vermuthung nicht statt, daß beide Ausgaben nur in einzelnen Platten von einander verschieden seyn möchten, da die Abweichungen beider, wenn gleich zum Theil so gering, daß sie sich durch bloße Beschreibung nicht angeben lassen, in jedem einzelnen Blatte unverkennbar sind. Die Schriftzüge selbst deuten in beiden Ausgaben auf ein und dasselbe Land, und zwar namentlich auf Holland, wie die bald an der Außenseite des Stammes gezackten, bald an der Inseite mit feinen Nebenstrichen versehenen Initialen beweisen.

Das hiesige Exemplar der ersten Ausgabe ist unvollständig, und enthält blos 36 Blätter. Es fehlen also vier Blätter, nehmlich das 1e, 8e, 9e, und 40e, oder die Signaturen A, h und i des ersten, und die Signatur v des zweiten Alphabets. Die Figuren sind colo-

rirt, die Blätter, welche früher zusammengeleimt waren, wieder von einander gelöst und encadrirt, hier und da ein wenig wurmstichig, sonst aber rein erhalten. Ihre Höhe ist 8 franz. Zoll 11 Linien, ihre Breite 6 Zoll 3 Linien. Das durchgehends vorkommende Papierzeichen ist ein liegender Halbmond, und kommt unter den bisher bekannt gewesenen Papierzeichen nicht vor. Der Einband ist neu, und die Signaturen c und s des zweiten Alphabets sind vom Buchbinder mit einander verwechselt.

II. Biblia pauperum, lateinisch. Zweite Ausgabe. Folio. (Jetzt Xylogr. 2.)

Dieses Exemplar gehört wegen seiner historischen Bedeutsamkeit zu den schätzbarsten Erwerbungen, welche die Herzogl. Bibliothek in neuester Zeit gemacht hat. Es ist nehmlich dasselbe, welches ehemals Mariette in Paris besaß, und auf welches sich so viele frühere Beschreibungen und Angaben beziehen. In Mariette's Auction wurde es am 26. April 1776 ein Besitzthum des nachmaligen hiesigen Bibliothekars Langer, welcher nach einer unbestimmten vorn eingeschriebenen Notiz 260 Livres dafür bezahlt zu haben scheint. Nach seinem Tode wurde es 1820 aus seiner Auction für den sehr geringen Preis von 67 Thlr. 18 Gr. in die Herzogl. Bibliothek erkauft. Es enthält zugleich die Historia Joannis evangelistae, von welcher unten besonders die Rede seyn wird.

Da bereits bei dem vorigen Artikel von dem Unterschiede zwischen der ersten und zweiten Ausgabe, wie er

sich nach Vergleichung der beiden hiesigen Exemplare ergiebt, die Rede gewesen ist, so können wir uns hier auf die Beschreibung des vorliegenden Exemplars beschränken. Es ist bereits von Heineken in der idée générale S. 317 f. und in den Nachrichten II, 141 f. erwähnt worden; doch, wie es scheint, nicht nach eigner Ansicht, sondern nach einer Privatnotiz Mariette's. Fournier dagegen führt es in der Schrift de l'origine et des productions de l'imprimerie primitive en taille de bois (Par. 1759, 8. S. 131) aus eigner Ansicht an, ohne es jedoch näher zu beschreiben.

Mariette hat folgenden gedruckten Titel vorsetzen lassen: Figurae veteris ac novi testamenti sese mutuo interpretantes, et apocalypseos. Si scriptoribus belgicis fidem adhibeas, has imagines, earumque argumenta tabulis ligneis conjunctim excisa, Laurentius Joan: Costerus Harlemensis circa annum R. S. H. CIↃ. CCCCXL. effingebat: crassiore Minerva, ut par erat seculi infelicioris atque impoliti, sed quae instaurationi bonarum artium opportunissime inservirent; quippe ex primo illo nascentis artis specimine exorta est typographia, egregium ac pene divinum inventum, omnium aetatum, populorum omnium bono natum. Artis optimae gloriae consulens hoc lapsu temporis quasi deperditum monumentum, meliore statu donavit P. J. Mariette bibliopola Paris. An. M. DCC. XXXIX.

Das Exemplar ist unvollständig und enthält blos 38 Blätter. Es fehlen also zwei Blätter, nehmlich das 37e

und 40e, oder die Signaturen r und v des zweiten Alphabets. Es ist daher ein Irrthum, wenn Heineken in der idée générale S. 318 vier Blätter fehlen läßt, und es dagegen in den Nachrichten Th. II. S. 141 zu vierzig Blättern, also vollständig, angiebt.

Zwölf Blätter sind aus einer andern, von der ersten und zweiten verschiednen, Ausgabe hinzugefügt, welche etwas später gearbeitet scheint und sich durch die Zeichnung und die schwärzere Farbe unterscheidet, in den Schriftzügen aber mit den beiden andern sehr übereinstimmt. Es sind dieß die Blätter 18 — 21, 26 — 29 und 36 — 39, oder die Buchstaben s, t und v im ersten, und a, f, g, h, i, q, r, s und t in dem zweiten Alphabet. Die Blätter sind nie zusammengeleimt gewesen, von der Colorirung verschont geblieben und von der vortrefflichsten Erhaltung; nur hat bisweilen eine altfranzösische Hand aus dem Ende des 15. Jahrhunderts die Namen der vorgestellten Personen beigeschrieben. Auf der weißen Stirnseite des ersten Blatts hat eine gleichzeitige Hand anstatt eines Titels bemerkt: Le vieulx Testament et Le nouveaulx. Die Blätter sind encadrirt und in neuerer Zeit mit einer doppelten rothen Linie eingefaßt; soweit das ursprüngliche Papier reicht, ist ihre Höhe 8 franz. Zoll 8 Linien, und ihre Breite 6 Zoll 3 Linien. Die Papierzeichen sind folgende: 1) ein Wapen mit drei Lilien und einer Krone darüber (welches bei Santander, Janssen und Koning nicht in der hier befindlichen Gestalt vorkommt) auf den Blättern 1, 5, 8, 9, 12, 13, 16, 24, 25, 31 und 34.

2) ein bekreuztes p (ungefähr wie num. 19 auf der zweiten Tafel bei Koning) auf den Blättern 2 und 3. 3) ein bekreuztes p mit krummgezogener unterer Spitze (num. 23 bei Koning, von Mariette [Heineken idée S. 318] unrichtig für ein d angesehen, welches Zeichen hier gar nicht vorkommt) auf den Blättern 6 und 17. 4) ein Ochsenkopf (num. 3 bei Koning) auf den Blättern 10 und 11. 5) ein Anker oder eine Lilie (num. 7. bei Koning) auf den Blättern 18, 19, 28, 29 und 36. Auf allen übrigen Blättern ist kein Zeichen zu finden. Der Einband in blauem Maroquin mit goldnem Schnitt ist aus Mariette's Zeit.

Das ehemalige Wolfenbüttler Exemplar der fünften Ausgabe von 50 Blättern, welches Heineken in der idée génér. p. 316 und in den Nachrichten II, 141 (wo er diese Ausgabe als dritte zählt) anführt und beschreibt, ist bei der Rückgabe zu Paris mit einer gedruckten Ausgabe der ars moriendi, von welcher unten, vertauscht worden.

III. Biblia pauperum, deutsch. Vom Jahre 1470. Folio. (Jetzt Xylogr. 3.)

Von diesem Exemplare gilt blos diejenige Beschreibung, welche in Heineken's Nachrichten Th. II. S. 147 ff. steht. Die in der idée générale S. 324 f. enthaltne gilt von irgend einem andern Exemplare von vierzig Blättern, dergleichen der verew. Hofrath Eschenburg in Braunschweig besaß (vgl. Panzers Zusätze zu seinen deutschen Annalen S. 31).

Das Exemplar der Herzogl. Bibliothek besteht aus einer einzigen Lage von eilf in einander gelegten Bogen oder 22 Blättern, welche in der Mitte des untern Randes mit den Buchstaben a — t und K, L bezeichnet sind. Es ergiebt sich aus dieser Anordnung, daß nichts fehlen könne, obwohl Signatur und Blätterzahl auf einen Defect hinweisen, was Heineken in der idée générale S. 326 nicht unwahrscheinlich damit erklärt, daß der Besorger der Ausgabe nur noch 22 Platten besessen haben möge. Es scheint daher dieser Abdruck erst nach dem Jahre 1470 zu fallen.

Ein treues Facsimile des ersten Blattes hat Heineken a. a. O. gegeben, bei welchem sich auch die Wapen und die Jahrzahl finden, welche zu Ende der zweiten Columne des letzten Blatts am Rande stehen. Unter der gegenüber stehenden ersten Columne ist in diesem Exemplare ein leerer Raum; in den vollständigen Original-Exemplaren hingegen findet sich folgende Unterschrift:

Friderich walthern maalern
zu Nördlingen vnd Hans
Hurning habent dis buch
mitt ein ander gemacht.

Wahrscheinlich ließ der Urheber dieser spätern Abdrücke obige Worte aus der Platte ausschneiden. Das Papierzeichen ist eine Wage (Santander, planche IV. num. 115), welche sich blos auf Venetianischem Papier findet. Da die dortigen Fabriken schon im 14. Jahrhundert ihr Papier bis in die Mitte von Deutschland verführten (Janssen essai sur l'origine de la gravure

T. I. p. 313 und 327), so läßt sich in diesem Falle aus dem Papierzeichen kein Schluß auf den Ort machen, an welchem diese neuen Abdrücke besorgt wurden. Die Blätter sind colorirt, aber übrigens von der besten Erhaltung. Höhe: 9 franz. Zoll, 8 Linien. Breite: 6 Zoll 8 Linien. Der Einband ist neu. (Ehemals an 28, 4. Ms. Aug. Fol. gebunden).

IV. Biblia pauperum, deutsch. Vom Jahre 1475. Folio. (Jetzt Xylogr. 4.)

Von diesem Exemplare handelt Heineken idée S. 327 und Nachrichten Th. II. S. 150. Das dort gegebene Facsimile der zu Ende befindlichen Wapen und des Jahrs ist aber nicht gelungen, und die Nachahmung in Hellers Geschichte der Holzschneidekunst S. 348 noch weniger. Namentlich sind die Biegungen in der vierten Ziffer dem Originale, in welchem dieselbe nur aus zwei graden Strichen besteht, so fremd, daß ich zweifle, ob sie durch 1475 zu erklären sei. Mir scheint sie 1477 zu lesen zu seyn.

Es sind vierzig Blätter, welche zwar nicht, wie in der vorigen Ausgabe, mit Buchstaben bezeichnet, aber übrigens treue Copien der Platten von 1470 sind, selbst bis auf die Abtheilungen der Zeilen. Doch finden sich hier und da kleine Abweichungen, z. B. Bl. 2 in der letzten Zeile der ersten Columne im untern Felde heißt es in der vorigen Ausgabe: ain Junckfraw, und in dieser: ein Jnuckfraw (sic). Der Verfertiger war der Briefmaler und Formschneider Hans Sporer zu

Nürnberg (s. Heller S. 67). Das Papierzeichen ist eine kleine Lilie, ohne weitere Einfassung. Die Bogen sind, wie in der vorigen Ausgabe, in eine einzige Lage zusammengelegt. Die Blätter sind nicht colorirt, und von vortrefflicher Erhaltung. Höhe: 9 franz. Zoll, 1 Linie. Breite: 6 Zoll, 2 Lin. Dieses Exemplar (ehemals 160. 1. Quodl. Fol.) ist noch in seinem ursprünglichen Holzbande. Voran gebunden ist: (Heinrich Steinhöwels) tütsche Cronica von anfang der welt vncz vff keiser fridrich. Ulm, Joh. Zainer, 1473. (s. mein Lexikon num. 4146), und nach der Biblia pauperum folgt: das buch Bellial genant. Strasburg, Heinr. Knobloczer, 1477. (Lexikon num. 10667.)

V. Historia s. apocalypsis S. Joannis. Erste Ausgabe. Folio. (Jetzt Xylogr. 5.)

Von diesem Exemplare s. Heineken idée S. 349. Nachrichten Th. II. S. 170. Es fehlen in demselben die Hefte S und z, oder die Blätter 35, 36, 45, 46. (Ehemals 156. 12. Quodl. Fol.)

VI. Dasselbe Werk. Zweite Ausgabe. Folio. (Jetzt Xylogr. 6.)

Von diesem Exemplare s. Heineken idée S. 357. Nachrichten Th. II. S. 177. Es fehlen in demselben die Platten 16, 17, 18, 20, 24, 25, 29, 31 und 32. Das Papierzeichen ist ein Einhorn, ungefähr wie num. 9. auf der ersten Tafel bei Koning; aber etwas verschieden. (Ehemals 77. Ms. Aug. Fol.)

VII. Dasselbe Werk. Fünfte Ausgabe. Folio. (Angebunden an Xylogr. 2.)

Von diesem Exemplare s. Heineken idée S. 366. Nachrichten Th. II. S. 185. Es fehlen in demselben die Platten 6, 7, 14 — 29, 32 und 33, oder die Signaturen c (2), d (1), g (2), h — o (alle Blätter), p (1), q (2), r (1). Ehemals Mariette zugehörig, und an die oben unter Num. 2 beschriebene zweite lateinische Ausgabe der biblia pauperum angebunden.

VIII. Ars moriendi, lateinisch. Sechste Ausgabe. Folio. (Jetzt Xylogr. 7.)

Von diesem Exemplar s. Heineken idée S. 418. Nachrichten Th. II. S. 212. Es ist gewiß, daß dieses Exemplar dasselbe ist, nach welchem Heineken seine Beschreibung machte. Er beging bei derselben einen Fehler, indem er behauptete, daß die erste Seite der Vorrede schließe: requiritur primo ut credat, da sie doch in der That so schließt: requiritur primo ut credat sicut bonus. Dieser Irrthum ist in alle spätere bibliographischen Werke, auch in mein bibliographisches Lexikon, übergegangen, und hat sogar zur Annahme einer neuen und angeblich vorher unbekannten xylographischen Ausgabe dieses Werks Veranlassung gegeben, welche doch von dem Wolfenbüttler Exemplare auf keine Weise verschieden ist. (Vgl. G. W. Zapf von einer höchstseltnen und unbekannten Ausgabe der ars moriendi. Augsburg 1806, 8.) Im Jahre 1807 nach

Paris entführt und 1815 zurückerstattet. Dagegen blieb daselbst das ehemalige Wolfenbüttler Exemplar der ersten Ausgabe (Nachrichten Th. II. S. 201) zurück.

IX. Ars moriendi, lateinisch. Siebente Ausgabe. Folio. (Jetzt Xylogr. 8.)

Heineken idée S. 419. Nachrichten Th. II. S. 213. Dibdin biblioth. Spencer. Th. I. S. XXIV. Desselben tour Th. III. S. 283. Die Platten sind zwar in Holz geschnitten, aber auf beiden Seiten des Papiers von einem Buchdrucker mit der Presse gedruckt. Dibdin setzt diese Ausgabe um das Jahr 1480 an.

X. Ars moriendi, lateinisch. Folio. (Jetzt Xylogr. 9.)

Diese mit gegoßnen beweglichen Typen gedruckte, aber mit den Platten der dritten Ausgabe der Ars moriendi versehene Ausgabe blieb Heineken und Panzer unbekannt, und wird von Hain im repertorium bibliographicum num. 1831 unrichtig der Quentelschen Presse in Cölln beigelegt. Zwar ist der Druck ohne Widerspruch ein Cöllnischer; aber er gehört der unbekannten dortigen Officin an, welche den Turrecremata und andre undatirte Drucke lieferte, vergl. Braun Th. I. S. 63. und Kupf. IV. num. 7. Daß die eilf in Holz geschnittnen Darstellungen, welche sich hier befinden, genau dieselben sind, welche in der dritten xylographirten Ausgabe angetroffen werden, sieht man unter andern daraus, daß sie unterwärts mit Buchstaben bezeichnet

sind und daß man auf der Darstellung des Geizes einen Mann mit einem Gefäße im Keller findet. Das Buch enthält in Allem 12 Blätter in 2 Columnen mit 38 Zeilen auf der vollen gedruckten Columne, wurde im Jahr 1807 nach Paris entführt, und kehrte von dort 1815 wieder zurück.

XI. Hartlieb's Chiromantie, deutsch. Folio. (Jetzt Xylogr. 10.)

Heineken idée S. 481. Nachrichten Th. II. S. 239. Dieses Exemplar, an welchem der Titel und das erste Blatt fehlen und welches mithin blos 22 Blätter enthält, ist encadrirt und bis auf die Linien, welche jede Seite umgeben, so stark beschnitten, daß man darauf weder den Namen irog scapff noch die Signaturen a, b und c findet. Ein Papierzeichen ist nicht zu finden. (Ehemals 35. 9. Phys. Fol.)

Das andere bessere Exemplar, welches die Schlußschrift und die Signatur enthielt, mußte 1807 nach Paris geliefert werden, und ist bei der Restitution mit einer gedruckten Ausgabe dieses Werks vertauscht worden. (Ehemals 144. 2. Quodl. Fol.) Genau erst seit dieser Zeit vermag man in Paris den Hartlieb zu zeigen (Janssen essai sur l'origine de la gravure Th. I. S. 115), und noch 1818 sah ihn Herr Dibdin dort (tour Th. II. S. 266.)

XIX.

Wie sahe es in der Garderobe einer deutschen Fürstin des 16. Jahrhunderts aus?

Auch der Putz hat seine Philosophie. Wie wandelbar die Moden, wie mannichfaltig die Formen und wie abwechselnd die Ansichten von dem seyn mögen, was ziert und schmückt, so vereinigen sie sich doch alle darinn, daß zum Gefallen ein Ebenmaaß und übereinstimmendes Verhältniß aller einzelnen Theile des Putzes gehöre. Die schwere, volle, vielfach gefaltete Kleidung des 16. Jahrhunderts erforderte einen massiven, mehrfach sich herumwindenden und tief herabhängenden Schmuck an Ketten und Kleinoden; die Mode der Reifröcke machte später Fontangen und hohe Frisuren, die der Allongenperücken gesteifte Röcke und dreieckigte Hüte nothwendig: und wenn uns auch jetzt noch das Ensemble dieser, obwohl längst verblichnen, Moden auf alten Gemälden und Kupferstichen nicht beleidigt, so ergiebt sich von selbst, warum sich in neuerer Zeit die Inconsequenz einer zur Hälfte künstlich verleugneten, zur Hälfte erheuchelten Fülle des Anzugs dem unbefangnen Auge nicht zu empfehlen vermag. Vielleicht hat das so eben in einem stattlichen Quartbande erschienene manuel du tailleur des kunsterfahrnen maître tailleur Dartmann zu Paris, den wenigstens sein Verleger als einen artiste du premier rang rühmt, das Ebenmaaß wieder hergestellt. Wenigstens ist es fast zu wünschen.

Doch wir haben es hier nicht mit der neuen, sondern mit der alten Zeit zu thun, und zwar mit einem Jahrhunderte, dessen Tracht mit wenigen Ausnahmen von Geschmack und Angemessenheit zeugte. Das Actenstück, welches wir bei diesen Mittheilungen benutzen, ist ein Inventarium der Ausstattung, welche die churfürstl. sächsische Prinzessin Anna bei ihrer Vermählung mit dem Herzog Johann Casimir von Sachsen-Coburg im Jahre 1586 erhielt. *)

Diese Specificirung hebt mit der „Kleinod-Lade" an, welche die Halsbänder, Ketten und Gürtel enthält. Die kostbarsten Stücke davon sind folgende: 1) Ein großes Halsband von sechs Steinstücken (jedes mit neun Diamanttafeln), sechs Perlenstücken (jedes mit fünf großen Perlen) und vier Diamanttafeln, mit Rautenkränzen von kleinen Smaragden besetzt. Daran hing ein Kleinod von Diamanten mit einem großen Rubin und einer anhängenden großen Perle. Dieses Halsband hatte der fürstliche Bräutigam seiner Braut zur Morgengabe gegeben. 2) Ein Halsband, daran drei Rosen mit Diamanttafeln, eine Rose mit einer großen Diamanttafel und vier kleinen Diamanten, vier Rosen mit Rubintafeln, acht Rosen, in jeder vier Perlen. Daran hing ein Kleinod mit schönen Rubinen und Diamanten und einer zweifachen Hängeperle. 3) Ein Halsband, daran vier Stücke, jedes mit einer großen Rubintafel, zwei Diamanten und zwei Hängeperlen; vier Stücke,

*) Königl. öffentl. Bibliothek zu Dresden, Manuscriptenschrank K. Num. 133.

jedes mit einer smaragdenen Tafel, zwei Rubinen und zwei Hängeperlen; acht Stücke von geschmelzten Bildern mit Rubinen, Smaragden und Diamanten. Daran hing ein Kleinod, das Urtheil Salomons vorstellend, und mit Smaragden, Rubinen, Diamanten und einer Hängeperle geziert. 4) Eine Kette mit sieben langen Perlen-Gliedern und mit kleinen Rubinen besetzt, 24 runde wohlriechende Körner in Gold gefaßt, und funfzehn große Perlen. 5) Eine goldene Kette mit sechseckigen Röschen und kleinen Panzerkettchen nebst einem raudichten Kopfe. Pariser Arbeit. 6) Eine Kette mit sieben länglichten Gliedern, in jedem zwei Diamanten, vier Rubinen und zwei Perlen, acht Glieder, jedes von acht Perlen, und ein Glied, woran das Kleinod, ein Jesusname von lauter Diamanten mit einer Hängeperle. 7) Zwei Perlenketten in Golddrath gefaßt, beide zusammen 216 Perlen enthaltend. 8) Ein Gürtel mit neun runden Chalcedonen, 32 kleinen runden Achaten, auf jeder Seite ein durchbrochnes goldnes Knöpfchen von Pariser Arbeit, 42 Glieder von Carniol, mit einem Knöpfchen von Goldschmelz, daran eine kleine Hängeperle. 9) Ein Gürtel mit großen und kleinen wohlriechenden Körnern, dazwischen länglichte geschmelzte und ungeschmelzte goldene Knöpfchen, und daran ein klein Knöpfchen von Golddrath mit vier kleinen Hängeperlen. 10) Ein Gürtel mit wohlriechenden Körnern, dazwischen goldne Herzen mit geschmelzten Blümlein der Liebe. — Der ganze Vorrath belief sich auf 8 Halsbänder, 65 Ketten und 26 Gürtel.

Nicht minder reich war die Ausstattung an Halsgehängen und Armbändern. Die erstern, an der Zahl 45, stellten theils Thiere vor (z. B. einen Pelikan mit einer Perlenbrust, zwei Rubinen in den Flügeln, einer Hängeperle im Schnabel und einem blauen Sapphir auf beiden Seiten), theils Kreuze, Schiffe, Meerfrauen, und ganze Gruppen, z. B. einen Bauer mit einem Korbe und einer Gans, das Urtheil Salomo's, musicirende Engel u. s. w. Merkwürdig ist, daß sich unter dieser Zahl nur ein einziges Kreuz und nur ein einziger Medaillon mit einem Portrait findet. Die Medaillons scheinen damals mehr zur Männertracht gehört zu haben. Der Armbänder waren eilf, und außerdem lag in diesem Kästchen noch ein Perlenmuttner, in Gold gefaßter und mit kleinen Rubinen besetzter Zahnstocher.

An Ringen waren damals die Fürstentöchter ärmer, als es manche Bürgerstochter unsrer Zeit seyn mag. Man liebte es noch nicht, mit dem sinnvollen Symbol eines ernsten Bundes müssigen und eiteln Putz zu treiben, und noch weniger kannte man jene geschmacklose Ueberladung, welche schon Martial bespottet hatte. So waren es denn nur 55 Ringe, welche unsre Fürstenbraut ihrem Bräutigam zubrachte. Zehn derselben waren mit Rubinen, funfzehn mit Diamanten, sechs mit Smaragden geschmückt. Die übrigen waren einfach von Gold gearbeitet und unterschieden sich nur durch die Mannichfaltigkeit der Form. Ringe mit geschnittnen Steinen und Siegelringe kommen nicht vor.

Auch das silberne Tafelgeschirr, welches wir hier verzeichnet finden, möchte jetzt von mancher Haushaltung eines Privatmanns übertroffen werden. Zwölf große, vier und zwanzig mittlere und zwölf kleine Schüsseln, zwölf Teller, vier Leuchter und vier und zwanzig Messer mit silbernen Heften würden jetzt zu vielen Gastmählern einer bourgeoisie parvenue nicht mehr zureichen, und die vergoldeten zwölf Becher, vier Salzfässer, zwölf Löffel und sechs Credenzmesser gleichen dieses Mißverhältniß nicht aus.

Der Kleider- und Wäschschrank der Fürstin ist nicht weniger einfach. Wir finden hier achtzehn Röcke und eben so viel Schürzen von Sammt, Damast und Atlas von allen Farben, zum Theil mit Perlen verbrämt, einen mit Zobel gefütterten Schlafpelz von aschfarbenem Damast, einen schwarz sammtnen und ebenfalls mit Zobel gefütterten Mantel, zehn mit Perlen gestickte und acht goldene geklöppelte Hauben, vierzehn Parete, siebzehn Mieder und sechszehn paar Aermel. Indessen ersetzte die Kostbarkeit, was an der Zahl abgeht, wie folgende Artikel zeigen:

Eine Perlenhaube mit schönen großen Perlen und achtzehn Diamantenkreuzen: in jedem Kreuze fünf Diamanten, und vorn um die Haube 21 schöne Diamanttafeln, darunter vier spitzige Diamanten.

Eine Perlenhaube wie Wolken gestickt, darinnen lange goldne geschmelzte Stifte und 17 Perlenrosen, in jeder drei Perlen: vorn um die Haube neun

Diamanten, sechszehn Rubinen, und zwischen den Diamanten und Rubinen 36 Zahlperlen.

Eine Perlenhaube mit 4385 Perlen und 22 Rubinrosen: vorn um die Haube 13 Rubinrosen und 36 große Zahlperlen.

Eben so kommen auch Hauben mit 4117, 2657, 2594, 2639 und 4239 Perlen vor. Einfacher ist der Wäschvorrath, von welchem wir hier nur die 44 Hemden, 46 Haartücher, 54 weiß ausgenähten (gestickten) Schnupftücher und 30 gezwirnten Nachthauben erwähnen. Wo bleiben aber die Strümpfe? — Merkwürdig genug kommen diese weiter unten bei dem Lederwerk vor; denn die Fürstin besaß nicht mehr und nicht weniger als zehn paar Strümpfe von Semischem Leder; Strümpfe aus einem andern Stoffe werden nirgends erwähnt. Der ganze Vorrath an Schuhwerk bestand in achtzehn paar Corduanschuhen, deren Farbe nicht angegeben ist. An Tischteppichen waren 24 vorhanden, von denen einer aus Goldbrocat, einer aus grünem Sammt, die übrigen aber theils aus Wolle gewirkt, theils von schwarzem Lündischen oder gemeinem gelben Tuche waren. Beigelegt waren zwei Stück schlesischer blau und weiß gestreifter Drillicht, um Tischtücher daraus zu fertigen. Der nicht starke Bettenvorrath bestand aus drei Ober-, sieben Unterbetten, drei Pfühlen, sechs Kissen und einem Strohsack; an Bettwäsche war 93 mal überzuziehen da. Unter den kleinern Geräthschaften lassen uns zwei Mandel- oder Rollhölzer mit Zubehör

und zwei Waschpleuel einen Schluß auf die Wirthschaftlichkeit machen, die damals selbst an fürstlichen Höfen geübt wurde.

Wenn uns auch diese Schau ins Innere einer fürstlichen Haushaltung der Vorzeit zu mannichfacher Vergleichung zwischen jetzt und sonst veranlaßt, so wird sie doch, wenn sie gegen unsre Zeit nicht ungerecht seyn soll, nicht über das Ländlich, sittlich! und Zeitlich, sittlich! hinausgehen. Denn bei allen hier aufgezählten Kostbarkeiten fehlte es doch damals noch an manchen Lebensbequemlichkeiten, welche in unsern Tagen auch wohl die Gnügsamkeit ungern entbehren würde. Auch in Fürstengemächern boten sich damals dem Ruhebedürftigen nur Bänke dar, welche, wie kostbar auch die darauf gelegten Kissen seyn mochten (die hier verzeichneten 23 sind von Sammt, Seide und golddurchwirktem Tuch), doch die Bequemlichkeit nicht gewähren konnten, welche das jetzige Meublement bietet. Die ledernen Strümpfe deuten ebenfalls nicht auf jene wählige Sorgfalt hin, welche mit äußerm Schmuck behaglichen Comfort zu verbinden weiß. Und es würde, wenn nicht das beharrliche Schweigen des Inventariums deutlich dafür zeugte, fast unglaublich seyn, daß sich in der Ausstattung einer Fürstin nicht einmal ein Spiegel befand, wenigstens kein größerer, den man, während man so viele andere Kleinigkeiten genau registrirte, in der Aufzeichnung gewiß nicht übergangen haben würde.

XX.

Miscellen.

1. Nachtrag

zu Martin Friedrich Arendts Nekrolog, in der Hallischen Allg. Litt. Zeitung 1825. Dec. num. 312.

Arendt war eben zu Paris, als dort die drei schönen aus der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel requirirten und seitdem ihrem rechtmäßigen Aufbewahrungsorte wieder restituirten isländischen Handschriften anlangten. Lange hatte man sich mit dem Gerüchte getragen, als befinde sich unter denselben eine Edda, und man mag sich leicht vorstellen, mit welcher Begierde unser Alterthümler diesem Schatze zueilte. Schade nur, daß der kundige Magnäus, dem diese Handschriften im Jahre 1701 zugesendet worden waren, den Inhalt bereits richtiger bestimmt hatte. Die angebliche Edda (auf Pergament in 4. 42, 7. Ms. Aug. 4.) trug bereits auf seinen Rath die Inschrift: Mythologia Islandica, seu de gentilium Islandorum, Danorum et vicinorum diis. Schmollend-billigend bemerkte dazu Arendt auf einem von Paris mit zurückgekehrten Zettel: Bene, quod *Eddae* titulum praefigere ausus non sit, quisquis libri notitiam condidit. Etenim codicis Eddici Guelferbytani Parisios translati fama in fumum tota abiit, perspecto ipso volumine, nil nisi recentiora Islandorum carmina, quae *Rimur* dicunt, continente. Laetabor ergo summopere, si, quae

ego bibliothecae Augustae dicavi, Eddae utriusque, et antiquioris poeticae, et jnnioris prosaicae, exscripta, adferre taudem licuerit! Zu einem zweiten Codex, welcher die Eyrbyggia Saga und die Egilssaga enthält (9, 10. Ms Aug. 4.), hat er eine ausführlichere Notiz über die letztere dieser beiden Sagen hinzugefügt. Dagegen scheint die dritte isländische Handschrift: Codex legum Islandicarum promulgatus a Magno, Norvegiae rege (103. Weissenburg. 4.) kein Interesse für ihn gehabt zu haben oder ihm nicht zu Augen gekommen zu seyn, da sich in ihr keine Note von seiner Hand findet.

2. Berechnungen.

Ein französischer Bibliothekar hat ausgerechnet, daß Voltaire's sämmtliche Werke einen Aufwand von 35 Millionen, 750,000 Buchstaben erfordern. Die französische Uebersetzung der Bibel verlangt nur 3 Millionen 566,480 und die des Koran gar nur 323,016 Buchstaben. Zu wieviel Griffen in den Kasten mögen wohl unser Luther und Johann Jacob Moser den Setzer genöthigt haben?

Eine englische Zeitschrift hat berechnet, daß in der neuen Welt das Englische von 11 Mill. 647,000, das Spanische von 10 Mill. 504,000, das Indische von 7 Mill. 593,000, das Portugiesische von 3 Mill. 740,000, das Französische von 1 Mill. 242,000 und das Holländische, Dänische und Schwedische von 216,000 Menschen gesprochen wird.

3. Berichtigungen.

Der deutsche Uebersetzer von Russel's Reisen Th. I. S. 427 läßt auf der Königl. Bibliothek zu Hannover ein „auf Velin gedrucktes" (printed upon vellum) Exemplar der officia Cicero's von 1465, und „das frühere Product der Schreibekunst (graphic art), das biblium pauperum" zeigen. In Dresden war ihm die Sammlung von „Kupferplatten" (copper-plates) merkwürdig.

Das Repertorium der in- und ausländischen Literatur 1824. B. 4. S. 128 berichtet, daß sich in des bekannten britischen Bibliomanen Sykes Bibliothek „die einzige vorhandne Abschrift (copy) der ersten Ausgabe von Livius" gefunden habe. Die Wahrheit ist, daß Sykes von dieser Ausgabe ein Exemplar (copy) auf Pergament besaß, welches einzig ist.

Die Curiositäten B. X. St. 6. S. 568 bürden Niceron einen Fehler auf, welchen zu begehen ihm so wenig in den Sinn kam, daß er ihn vielmehr an einem andern rügt (mémoires T. IV. p. 211). Die ganze Notiz ist übrigens nur anderswoher abgeschrieben, denn auch im angeführten journal helvétique S. 925 ist die Stelle aus Niceron wörtlich mitgetheilt.

4. Zum Ackermann aus Böhmen.

In Folge der im litt. Conversationsblatt 1825. n. 92. S. 366 an mich ergangnen Aufforderung bemerke ich, daß die in Wolfenbüttel (23, 35. Ms. Aug. 4.) befindliche Handschrift von des Leipziger Dominicaners Mar-

cus von Weyda Spiegel des ehelichen Ordens (auf Papier in Quart, vom Jahre 1487), welche ich zu anderm Zweck ganz durchgelesen habe, nichts enthalte, was in einen Zusammenhang mit dem ohnedieß ungleich früher abgefaßten Ackermann gebracht werden könnte. Im Gegentheil weichen in einzelnen Ansichten beide Schriften wesentlich von einander ab. Den speciellen Beweis dafür kann ich jetzt in der Entfernung nicht mehr führen; aber schon folgende Inhaltsangabe des Marcus von Weyda kann für die ganz verschiedne Tendenz beider Schriften zeugen.

Voraus geht eine Zueignung an Churfürst Friedrich von Sachsen, in welcher der Verf. erwähnt, daß er schon früher von ehlichem Stand und Wesen „durch fleißiges Bitten und Anliegen des gestrengen vesten Siegmund von Maltitz, etwa Euer Fürstl. Gnaden Amtmann, aus der Meinung der heil. Lehrer eine deutsche Regel zusammengesetzt," und um Nachsicht bittet, wenn etwas „nach dem Deutschen nicht zierlich lautet, denn es in dieser Materie nicht wohl anders gesein kann." Das Werk besteht aus folgenden zehn Capiteln: I. Von der Würdigkeit des ehlichen Ordens. II. Von dem Eingange dieses heil. Ordens und in welcher Meinung er sei anzunehmen. III. Wie sich Brüder und Schwestern dieses Ordens gegen einander halten, insonderheit wie gar herzlich sie einander lieben sollen. IV. Wie Brüder und Schwestern dieses Ordens ihre Liebe mit den Werken sollen beweisen und was sie einander zu thun verbunden. V. Ob auch Brüder und Schwe-

stern dieses Ordens Eines ohne des Andern Willen etwas geloben mögen. VI. Wie gar harten Glauben Brüder und Schwestern dieses Ordens einander zu halten verpflichtet, und sonderlich von der großen Fährlichkeit des Ehebruchs. VII. Ob Mann oder Weib in Ehebrecherei schwerlicher sündigt, und wie sich Weiber sollen halten, so sie aus Ehebrecherei Kinder empfangen. VIII. In welcher Meinung, Weise und Zeit ehliche Werke sollen vollbracht werden, und wenn es eine Todsünde oder tägliche Sünde sei. IX. Wie eheliche Leute ihre Kinder regieren und ziehen sollen. X. Wie sich Kinder gegen ihre Eltern halten sollen.

Das Werk, in welchem durchgängig der Anstand sorgfältig beobachtet ist, arbeitet mit verständiger und herzlicher Wärme auf die Beförderung wahren religiösen und sittlichen Sinnes hin, und empfiehlt sich zugleich durch seine reine und fließende Sprache, welche der des Ackermanns noch vorzuziehen seyn möchte. Seine übrigen Schriften, von welchen, sowie vom Verf. selbst, anderwärts gehandelt werden wird, zeichnen sich durch dieselben Vorzüge des Inhalts und der Form aus, und widerlegen die Vorwürfe bündig, mit denen selbstgefällige Unkunde sogern die Zeit herabwürdigen möchte, welche in Sachsen vor der Reformation herging.

5. Ein merkwürdiges Missale.

In der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel befindet sich (*A.* Ms. Aug. Fol.) eine Handschrift von 186 Pergamentblättern im größten Folio, welche, obwohl

nicht vor dem Jahre 1520 gefertigt, doch nach Inhalt und äußerer Verzierung der nähern Prüfung eines Sachkundigen sehr werth wäre. Vielleicht, daß die nachstehende Notiz eine solche veranlaßt. Der Band enthält folgende sieben vierstimmig ausgesetzte und wenigstens dem belesenen Forkel unbekannte Missen: 1. Josquini de Pres de b. virgine. 2. Petri de la Rue de S. Georgio. 3. Du Pipe de visitatione Mariae. 4. Missa Constantius Festa. 5. Noe Balbun (vielleicht Notker Balbulus?) missa pueritiae, infantiae, adolescentiae, virilis aetatis, senectutis, decrepiti. 6. Noe Balbun missa. 7. Petri de la Rue missa pro defunctis. Die Handschrift wurde für einen Herzog von Baiern, wahrscheinlich Wilhelm den Beständigen, gefertigt, und ist zu Anfang jeder Misse mit Miniaturen geschmückt, welche, wenn gleich nicht (wie die Tradition will) Albrecht Dürer angehörig, doch immer von nicht geringem Kunstwerth sind. Es sind folgende: 1. Misse: Die Verkündigung Mariä, das baiersche Wapen, Wilhelm Herzog von Baiern (mit der Jahrzahl 1519) und abermals das baiersche Wapen, doch einfacher. 2. Misse: Der h. Georg, ein unbekanntes Wapen, Portrait eines betenden Fürsten (wahrscheinlich des baierschen Hauses) in voller Rüstung und knieend, das baiersche Wapen. 3. Misse: Eine heil. Familie (mit der Jahrzahl 1520), das baiersche Wapen, der h. Sebastian und der h. Christoph, abermals das baiersche Wapen. 4. Misse: Der König David betend, eine Darstellung aus der heil. Geschichte, der Sündenfall, die heil. Jungfrau. 5. Misse:

Der Tod Jesu, der h. Andreas, Petrus und ein unbekannter Heiliger, Jesus am Kreuz, drei heil. Frauen. 6. Misse: Der Kaiser Maximilian I., Albert Herzog von Baiern. 7. Misse: Das Weltgericht, eine Tumba, die Jagd des Todes, ein z. Exequien zubereiteter Altar. Außerdem enthält die 1. und 2. Misse mehrere schön gemalte Initialen. Herzog August kaufte dieses Missale im Jahr 1653 aus Baiern um einen hohen Preis.*)

6. Gellert's Correspondenz.

In des Herrn von Schindel deutschen Schriftstellerinnen Th. II. S. 253 findet sich eine Aeußerung über den von mir herausgegebnen Briefwechsel Gellert's mit Dem. Lucius, welche um so verletzender ist, jemehr sie den Verdacht veranlassen kann, als wäre die Herausgabe gegen den Willen der Besitzerin jener Briefe geschehen. Die offene Darlegung jenes Geschäfts wird zeigen, auf wessen Seite die Wahrheit ist.

Am 25. März 1822 verlangte der verewigte Brockhaus mein Gutachten über jenen ihm zum Verlag angetragenen Briefwechsel, vorzüglich wegen der Ausmittelung dessen, was und wieviel von demselben bereits gedruckt worden sei. Ich kannte weder die dabei zunächst betheiligten Personen, noch wußte ich, was über die Herausgabe selbst bisher verhandelt worden sei. Eine bestimmte, den Verleger zu etwas verbindende, Verabredung konnte nicht statt gefunden haben; denn als dieser

*) Burckhardi hist. bibl. Aug. T. 1. p. 214. not. p. wo aber die Angabe von 276 Gemälden irrig ist.

mir unterm 30. März die Uebernahme des Verlags meldete, fügte er hinzu: „Von Ihrer Güte hoffe ich, daß Sie das Ganze dirigiren und mit einer Einleitung versehen werden," und accreditirte mich dafür bei der Inhaberin jener Correspondenz, welche nicht allein keinen Augenblick Bedenken trug, mir dieselbe zur Vorrichtung für den Druck auszuhändigen, sondern mir auch unveranlaßt noch später (6. Juni) einige einzelne Papiere mit der ausdrücklichen Bestimmung zusendete: „wenn Sie vielleicht in der Einleitung oder dem Vorwort Gebrauch davon machen könnten." Auch sprach sie nach Vollendung des Drucks ihre Zufriedenheit mit meiner Herausgabe, für welche ich, obgleich eben damals von eignen nöthigern Arbeiten gedrängt, freiwillig und aus guten Gründen alles Honorar ausgeschlagen hatte, in einem Billet vom 24. December gegen mich aus.

Es würde mir übrigens ein Leichtes gewesen seyn, das Buch durch Noten zu zwei Bänden anzuschwellen, wenn ich nicht geglaubt hätte, daß eine solche Behandlung dem anspruchslosen Inhalte und der blos individuellen Beziehung desselben zuwider und selbst nachtheilig seyn würde. Die Inedita, welche ich aus der Königl. Bibliothek beifügte, wiegen, wie ich hoffe, einen Commentar auf, der doch zuletzt blos in einem catalogue raisonné der Freunde und Freundinnen der Correspondentin hätte bestehen können

7. Nachträge zum ersten Hefte der Ueberlieferungen.

S. 1. Das hier mitgetheilte Lied findet sich bereits an folgenden Orten gedruckt: 1) der erste Theyl Schö-

ner kurtzweiliger Teutscher Lieder, durch Jac. Regnart componirt. Nürnb. 1578, 4. num. 4. 2) Newe Teutsche Lieder, mit 5 Stimmen gesetzet durch Leon. Lechnerum. Nürnb. 1579 (auch 1586), 4. num. 17. 3) Neuer Teutscher Lieder Erster Theil, componirt durch Daniel Lagkhner. Nürnb. 1606, 4. num. 11. 4) Docen's Miscellaneen B. I. S. 284.*)

S. 35. Mußhaus, Speisehaus, da Muß eigentlich Speise bedeutete und in manchen Landschaften, z. B. auf dem Westerwalde, noch dasselbe bedeutet, z. B. Köhlmuß (Braunkohl), Wirsigmuß (Wirsching), Sauermuß (Sauerkraut), zur Speise, nicht zum Brei, zubereitet. In Beneke's Wörterbuche zum Wigolais ist das Wort Mushus auch für diese Stelle der Ueberlieferungen hinlänglich erklärt.**) — Muserie hieß, wie ich meine, in jener Zeit Geschütz, Musemester ein Zeugmeister. In der damals fast reichsstädtischen Verfassung unsres Braunschweig waren Musekenherren unbezweifelt die Aufseher der städtischen Artillerie, und darnach möchte Mußhaus, Moßhaus, Mußhus, entweder ein Zeughaus oder ein durch Besetzung mit Geschütz zur Vertheidigung eingerichtetes vestes Haus bedeuten, wovon ich die letztere Bedeutung deshalb vorziehen würde, weil die Schlösser Erxleben, Harbke, Destedt rc. in den Burgfrieden mit andern Vesten öfter unter dem Namen Mußhus vorkommen.***) — Die vollständigste Erläu-

*) Mittheilung des Herrn Geheimen Ober-Revisionsraths von Meusebach in Berlin.

**) Mittheilung desselben Gelehrten.

***) Mittheilung des Herrn Kammerraths D. Lüderßen

terung dieses Wortes giebt Frisch in seinem deutsch-latein. Wörterbuch S. 676. Hier dürfte die Bedeutung von Saal oder großem Zimmer am angemessensten seyn. *)

S. 37. Sollte das Wort Grossel hier vielleicht so viel bedeuten, als der Gruissel (bei Scherz-Oberlin), das Horn, oder, wie J. Geiler von Kaisersberg in der daselbst angezognen Stelle schreibt: der Greysel? „Do sah er do die todenpfiffer hürnen, wie man hye den grysel hürnet, und den Juden blost.“ Er trug ein Horn als Zeichen der Oberwächterschaft? **) — Ist das Wort vielleicht Crossel zu schreiben, vom französischen Crosse, ein krummer Stab? ***)

S. 42. der Maienbule erinnert mich an einige Stellen in Gerhard Lorichs Auslegung zu Ovidii Metamorphosis, durch M. Albrecht von Halberstadt, gebessert durch G. Wickram. Mainz, 1545, Fol., die auf eine ähnliche, wiewohl dem Lorich nicht so gefahrlos scheinende, Sitte damaliger Zeit schließen lassen: das Beischlafen auf Glauben. Diese Stellen finden sich Bl. 25 b, 68, 72 b, 127 b.

S. 68. An den Stiefeln und Sporen des, wie er glaubt, „theologischen Professors“ Michaelis nimmt ein Referent im litt. Conversationsblatt 1826. num. 66 einen Anstoß, der sich mit einem Blick in den Meusel aufhebt. Michaelis gehörte nehmlich nie der theologischen, sondern der philosophischen Facultät an, welcher letztern noch in keiner uns bekannten Universitätsfundation die Stiefeln und Sporen untersagt sind. Der Herausgeber, der

---

in Braunschweig, welcher seitdem der Wissenschaft und seinen Freunden durch einen nur zu frühen Tod entrissen worden ist. Der Staatsdienst und die vaterländische Geschichtsforschung hat an diesem Gelehrten von ungefärbter Biederkeit einen schmerzlichen Verlust erlitten.

*) Nachweisung des Herrn Consistorialraths Römer in Braunschweig.

**) Mittheilung des Herrn Geheimen Ober-Revisionsraths von Meusebach in Berlin.

***) Dresdner Miscellen 1825. num. 37. S. 591.

das: Amicus Plato etc. nie verleugnet hat, glaubt sich übrigens gegen den Gesichtspunkt verwahren zu müssen, aus welchem ebendaselbst seine Auszüge aus den Heynischen Briefen betrachtet werden. Es ist nicht der seinige. Wenn er auch Heyne nicht unbedingt zu bewundern vermag, so ehrt er doch aufrichtig sein entschiednes und über seine Zeit hinausgehendes Verdienst. Warum soll ihm allein nicht zu Gute kommen, was die Unterschrift unter eines andern ausgezeichneten Zeitgenossen Bild besagt: „Wahrlich im schwierigen Werk Allen zu gnügen ist schwer!“

S. 176. Die Züchtigkeit der altdeutschen Literatur würde derselbe Referent schwerlich so gerühmt haben, wenn er Gelegenheit gehabt hätte, die ungedruckten Rohheiten eines Rosenblüt oder Hans Folz einzusehen, welche sich nicht durch die heiße Phantasie des Südländers entschuldigen lassen. Sie sind so pöbelhaft, daß man aus solchen Licenzen dieser wirklichen Volksdichter wohl auf die Gesinnung ihrer nächsten Umgebung schließen darf, welche man uns in neuester Zeit sogern als ein Muster von überschwenglicher Sittigkeit zu rühmen geliebt hat. Seyn wir also gerecht und billig! Wenn wir hier, wie dort, einzelne Auswüchse einer zu regen Phantasie übersehen, so werden wir „bei unbefangner Totalansicht der Erscheinungen der damaligen Zeit und ihrer schriftlichen und poetischen Denkmale“ nach wie vor bekennen müssen, daß die französischen Dichter des Mittelalters, im Ganzen genommen, die Liebe geistiger, inniger und erhabner über heuchlerisch-ethische Kleinmeisterei, von welcher eben unsre eigne Zeit am wenigsten frei ist, behandelt haben.

S. 200. Der durch die Buchstaben M. K. C. P. C. angedeutete Verfasser über die Schriften der bekanntesten Poeten war der Königsberger Dichter Martin Kempe, Caesareus poeta coronatus, Mitglied des Schwanen- und des Pegnitzschäfer- oder Blumen-Ordens.*)

*) Mittheilung des Herrn Geheimen Ober-Revisionsraths von Meusebach zu Berlin.

Staats-Bibliothek Bamberg

Literarischer Anzeiger.

No. 2.

Dieser Anzeiger steht jedem der Herren Buchhändler zum Einrücken ihrer Verlagsartikel offen, wofür wir 1 gr. pr. Zeile berechnen.

Walthersche Buchhandlung.

Anzeige.

Indem ich hiermit eine vollständige Ausgabe der

Werke Jean Pauls

ankündige, müßte es überflüssig, ja anmaaßend erscheinen, wenn ich ein Wort zur Empfehlung dieses Unternehmens hinzufügen wollte, da wohl jeder Gebildete unsers Volks den Werth der Geisteserzeugnisse kennt und ehrt, welche hier dargeboten werden. Ich bemerke also nur noch, um die lebhaftere Theilnahme des Publikums für diese Angelegenheit zu gewinnen, daß deren Ertrag das wesentlichste Besitzthum ist, welches der oft bei seinen Lebzeiten zu karg für seine Geisteswerke belohnte Verfasser den Seinigen hinterließ. In dieser Beziehung haben auch schon mehrere Fürsten Deutschlands auf die huldreichste Art den Erfolg der Unternehmung durch ertheilte Privilegien gesichert, und dem rechtlosen Nachdruck dadurch einen Damm entgegen gestellt; fernerweitig zu gleichem Zweck ergriffene Maaßregeln lassen gleichen Erfolg hoffen.

Die Anordnung der Werke wird im Ganzen die Zeitfolge bestimmen. Es erscheinen jährlich drei bis vier Lieferungen, jede zu 5 Bänden, in vier verschiedenen Ausgaben, in dem Subscriptionspreis von $2\frac{2}{3}$ Rthlr., 3 Rthlr., $3\frac{2}{3}$ Rthlr. und $4\frac{2}{3}$ Rthlr. In der nächsten Ostermesse wird unfehlbar die 1ste Lieferung ausgegeben, und der Subscriptionspreis für die 1ste und 2te Lieferung zugleich von den Unterzeichnern erlegt.

Die Gesammtausgabe der vorläufig angekündigten

Werke L. Tiecks

wird ebenfalls in Lieferungen zu 5 Bänden erscheinen, und zwar die erste im Laufe dieses Sommers. Der Subscriptionspreis der 4 verschiedenen Ausgaben ist 4 Rthlr., $4\frac{1}{2}$ Rthlr. 5 Rthlr. und $7\frac{1}{3}$ Rthlr. für jede Lieferung. Das Ganze wird 20 Bände umfassen.

Zugleich wird hiermit der Druck einer neuen Ausgabe von

L. Tiecks Uebersetzung

des Don Quixote von Cervantes

in Verbindung gesetzt, welche den Unterzeichnern auf die Werke zu dem geringen Preise von $2\frac{1}{2}$ Rthlr., $2\frac{5}{6}$ und $4\frac{1}{3}$ Rthlr., nach Verschiedenheit des Papiers, geliefert werden soll.

Sodann erscheint ein neuer Abdruck von

Novalis Schriften

herausgegeben von F. von Schlegel und L. Tieck, in 3 verschiedenen Ausgaben zu $1\frac{1}{3}$, $1\frac{2}{3}$ und $2\frac{1}{2}$ Rthlr. durch bisher ungedruckte Aufsätze vermehrt.

Ferner wird im Laufe des Sommers eine vollständige von L. Tieck besorgte Sammlung der bisher verstreuten Schriften

Heinrich von Kleists

(des Verfassers der Erzählungen 2 Bde., des Käthchen von Heilbronn ꝛc.) in 3 Bänden erscheinen, ebenfalls in 3 Ausgaben, zum Unterzeichnungspreise von 3, $3\frac{2}{3}$ und $5\frac{2}{3}$ Rthlr.

Endlich hat Herr Hofr. Tieck die weniger bekannten einzelnen Schriften von

J. M. R. Lenz,

einem Zeitgenossen von Göthe, dessen dieser in seiner Selbst-Biographie erwähnt, zusammengestellt und durch bisher ungedruckte vermehrt. Diese werden 2 Bände füllen, im Laufe des Sommers erscheinen, und nach Verschiedenheit der Ausgaben 2, $2\frac{1}{3}$ und $3\frac{2}{3}$ Rthlr. kosten.

Es sind Subscriptionslisten für die obengenannten Werke, welche sämmtlich in einem anständigen Mittel-Octav-Format erscheinen, mit den näheren Bedingungen der Unterzeichnung in allen Buchhandlungen zur Annahme von Aufträgen ausgelegt. In Leipzig kann man sich an die Weidmannsche Buchhandlung, und in Berlin an den Unterzeichneten wenden. Bei solcher unmittelbaren Bestellung wird Sammlern von 8 Exemplaren ein Freiexemplar zugesichert.

Von der neuen Ausgabe der

Werke Shakspeare's von Schlegel und Tieck

verläßt so eben der 4te Band die Presse. Er enthält: Was Ihr wollt, Wie es Euch gefällt, Sturm und Kaufmann von Venedig, nebst einer reichen Zugabe von Bemerkungen und Erläuterungen von der Hand des letzten Herausgebers. Der 3te Band mit mehrern noch unübersetzten Stücken wird gleich nach Ostern erscheinen.

Auch von der durch unverzeihliche Schuld des Druckers so lange verzögerten neuen Auflage von

Johann v. Müllers Geschichten der Schweiz

sind endlich die 3 ersten Bände erschienen, und an die Unterzeichner abgeliefert; die beiden fehlenden werden unfehlbar bis Johannis fertig.

Berlin, den 31sten Januar 1826.

G. Reimer.

Taschenbibliothek der neuesten unterhaltendsten Reisebeschreibungen.

Nach ausländischen Originalen bearbeitet von

Christian August Fischer.

Unter diesem Titel beeile ich mich eine Unternehmung anzukündigen, die einem wesentlichen Bedürfnisse abzuhelfen bestimmt ist. Es werden nemlich nur solche Reisebeschreibungen geliefert werden, in denen das Malerische und das Sittliche, das Anschauliche und das Lebendige, mit einander verbunden, kurz das allgemein Interessante aus der neuesten Länder- und Völkerkunde, zu finden ist. Der Name des Herrn Herausgebers, als Verfasser der: alten und neuen Reiseabentheuer; der Bergreisen; der Gemälde von Madrid; der Reise durch einen Theil des westlichen Frankreichs; der spanischen Miscellen und Novellen u. a.; längst rühmlichst unter uns durch die anziehendste und unterhaltendste Schreibart bekannt mit der er dergleichen Gegenstände zu behandeln weiß: bürgt für den Werth dieser Sammlung, sowohl was die Auswahl als was die Darstellung anbelangt.

Das erste Bändchen, das Anfangs Juli, und das zweite, das Anfangs October dieses Jahrs erscheint, enthalten: eine Reise von Calcutta nach London über Bombay, Cairo und Neapel. Ein wahres Prachtstück in seiner Art und ganz in der Manier des Herrn Verfassers bearbeitet, durch die dessen frühere Reisebeschreibungen vor allen andern sich auszeichneten. Es mag erlaubt seyn, diesen glücklichen Anfang als eine günstige Vorbedeutung für die Fortsetzung anzusehen.

Meine Sorgfalt in Ansehung der äußern Ausstattung soll nicht geringer seyn. Es wird vierteljährig regelmäßig ein Bändchen, jedes zu 15 — 16 Bogen, geheftet, ausgegeben werden. Ich schlage dabei den Weg der Subscription ein und zwar dergestalt, daß ich den Subscriptionspreis aller vier Bändchen oder des ersten Jahrgangs, der nicht getrennt wird, zu 3 Rthlr. Sächs. oder 5 fl. 24 kr. Rhn. bestimme. Nach Verlauf des Subscriptions-Termins, bis zum ersten Juni dieses Jahrs, wird der Ladenpreis um das Drittel erhöht.

Dieser Subscriptionspreis auf die erste Jahreslieferung von vier Bändchen und wovon das vierte Anfangs April 1827 erscheint, wird erst bei Empfang dieses letzten Bändchens entrichtet.

Da nur bis zum 1. Juni dieses Jahrs Subscription angenommen wird, so bittet man alle Diejenigen, welche zur Unterzeichnung geneigt seyn sollten, ihre Bestellungen baldigst an die ihnen zunächst gelegene Buchhandlung, mit denen sie in Verbindung stehen, gelangen zu lassen, damit solche in Zeiten befördert werden können.

Frankfurt a. M. am 15. Febr. 1826.

Heinrich Wilmans.

Nachsteh-

Nachstehende ältere Werke, sämmtlich roh und sehr gut gehalten, sind in der Waltherschen Buchhandlung in Dresden mit einem bedeutenden Rabat von den dabei bemerkten Preisen zu erhalten.

Acta conciliorum et epistolae decretales ac constitutiones summorum pontificum. 12 Tomi. fol. maj. Paris 1715. 120 thlr.

Antonini Summa theologica. 4 Partes, fol. maj. Veronae 1740. 18 thlr.

Gallia christiana in provincias eccles. distrib. op. Dionys. Sammarthani. 11 Tomi, fol. maj. 1715 — 59. Paris. 100 thlr.

Blanchini evangel. quadruplex. lat. rec. antiq. sub auspiciis Joannis V., fol. maj. Romae 1749. 30 thlr.
ditto ditto auf groß Papier. 45 thlr.

Bollandi Thesaurus antiq. eccles. 3 Tomi, c. f. fol. maj. Venet. 1749. 25 thlr.

Seldeni, J. Opera omnia ed. D. Wilkins. 3 Vol. fol. maj. London 1726. 30 thlr.

Argelati, Bibliotheca script. Mediolan. 2 Tomi, fol. maj. Mediolani 1745. 20 thlr.

Augustini Opera omnia, opera et studio Monachorum O. S. Benedict. Congr. S. Mauri XI Tomi, 14 Vol. fol. maj. Venet. 1729 — 35. 60 thlr.

Codices manuscript. Bibl. Reg. Taur. Athenaei rec. Pasinus. 2 Tomi, fol. Taur. 1749. 24 thlr.

Haurisii scriptores historiae rom. latini veteres. 3 Tomi, fol. maj. Heidelberg 1743 — 48. 24 thlr.

Hesychii Lex. gr. ed. Alberti. 2 Tomi, fol. maj. Leid. 1746 —66. 27 thlr.

Meursii elegantiae lat. sermonis. 2 Part. 12mo. London 1782. 2 thlr. 16 gr.

Pitisci Lex. antiquit. rom. 3 Tom. fol. maj. Hagae 1737 3 Tomi, fol, maj. 12 thlr.

Sigonii Opera omnia cum vita Muratorii. 6 Tomi, fol. maj. Mediolan. 1732 — 37. 56 thlr.

Stephani Thesaurus lat. linguae. IV Tomi, fol. maj. Basel 1740 — 43. 18 thlr.

Theupoli lat. et ital. Bibliotheca, fol. maj. 1741. Ven. 8 thlr. 12 gr.

— graec. Bibliotheca, fol. maj. 1740. 8 thlr. 12 gr.

Virgilii Bucolica, Georg. et Aeneis. ed. Brunk. 4 maj. 1789 charta vel. 14 thlr.

— Opera ed. Heyne 4 Tomi, 8 maj. 1767 — 75. geb. in ganz. engl. Einband u. ganz neu. 8 thlr.

Goar, Rituale graecor. complectens ritus et ordines divinae liturgiae. Ed. IIda, fol. maj. Venet. 1730. 10 thlr.

Godwini, J. de praesulibus Angliae commentar. rec. G. Richardson, fol. maj. Cantabrigiae 1743. 10 thlr.

Fresne, du, Glossarium ad script. med. et infimae lat. 6 Tomi, fol. maj. Paris 1733. 50 thlr.

— — III. Tomi, fol. Bas. 1762. 24 thlr.

Eustathius in Homerum gr. et lat. Iliad. contin. 3 Tomi c. ind. fol. maj. Flor. 1730. 24 thlr.

Lambecii, P. Comment. de Bibliotheca Caes. Vindob. c. Kollarii. VIII Vol., fol. maj. Vien. 1766—82. 36 thlr.

Lexicon hebr. chaldaico-lat. biblicum. 2 Part. fol. maj. Lugd. Bat. 1780. 22 thlr.

Lucernae fictiles musei Passeri. 3 Vol. c. 300 tab. fol. Pisauri 1739 — 51. 30 thlr.

Maffei. J. P. Opera omnia lat. script. 2 Tomi cum Appendice 4to maj. Berg. 1747. 5 thlr.

Marianae, J. historiae de rebus Hispan. 4 Tomi, fol. maj. Hagae 1733. 24 thlr.

Mediobarbi, A. F. imperat. rom. numismat. c. Ph. Argelati, fol. maj. Mediol. 1730. 12 thlr.

Spanheim Usus et praest. Numism. antiq. 2 Vol. Lond. fol. 1706 charta script. 30 thlr.

Gudii Epistolae ed. Burmann, 4to Lugd. Bat. 2 thlr.

Heinsii adversariorum lib. IV. in quibus loca plur. vet. auct. emend. Harling. 4to maj. 1742. 2 thlr. 12 gr.

Gaji epitome hist. chronolog. rerum gestarum ab Adam usque ad Agrippam jun. c. 142 fig. fol. Rom. 1751. 6 thlr. 16 gr.

Gavanti Barthol. Thesaurus sacror rituum. 6 Tomi. 4to Col. 1736. 7 thlr. 8 gr.

Histoire générale des voyages, ou nouvelle Collect. de toutes les rélations des voyages par Mer et par Terre, qui ont été publiées jusqu'à présent dans les differentes langues de toutes connues, par l'abbé Prevost. 19 Vol. av. fig. gr. 4. Paris 1747 — 68. 50 thlr.

Histoire naturelle de Pline trad. en fr. avec le texte lat. retabli d' après les meilleurs leçons manuscrites. 12 Vol. gr. 4. Paris 1770 — 77. 44 thlr.

Antichità d' Aquileja, profane e sacre, raccolte ed illustrate da Bertoli, con fig. fol. Venezia 1739. 10 thlr.

— Estensi ed Italiane, di L. Muratori. 2 Vol. fol. Modena 1717 — 40. 9 thlr.

— Siciliane, spiegate dal P. Pancrazio, 2 Tomi, 4 Vol. fol. Napoli 1751. 30 thlr.

dell' Architettura, della Pittura e della Statua, di Alberti, ital. ed inglese. 3 Vol. con fig. fol. Lond. 1739. 20 thlr.

Architettura di Montani, fol. Roma 1691. 12 thlr.

la Gierusalemme liberata del Tasso, con le figure di Piazzetti, fol. Venez. 1745. 30 thlr.
Edizione superba e stimatissima e che comincia a farsi rara.

Istoria d' Italia di Franc. Guicciardini, 2 Tomi, fol. Venez. 1738. 25 thlr.

— del concilio Tridentino di Sarpi, 2 Tomi, Lond. 4to 1757. 8 thlr.

Verona illustrata da Maffei, fol. Veron. 1732. 15 thlr.

Atti dell' Accademia delle Scienze di Siena detta de' Fisiocritici. 5 Tomi, con fig. gr. 4. Siena 1761 — 74. 15 thlr.

Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.

Staats-Bibliothek Bamberg

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ebert, Friedrich Adolf, 1791-1834

Ueberlieferungen zur Geschichte, Literatur und Kunst der Vor- und Mitwelt

Bd.: 1. Bd., 2. St.

Dresden (1826)

Bamberg, Staatsbibliothek -- JH.Misc.hist.o.8(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11712556-6